Mit Farbbeilage

Junge Welt

BERLIN
OKTOBER 1940
HEFT 10 · JAHRG. 2

DEUTSCHE FLIEGER ÜBER ENGLAND

30 Pf.



Reichsjugendführer Artur Axmann ernannte den Amtschef in der Reichsjugendführung und Führer des Gebietes Sachsen, Helmut Möckel, zum Stabsführer der Reichsjugendführung

JUNGE WELT
OKTOBER 1940 · BERLIN · Reichszeitschrift der Hitler-Jugend · HEFT 10 · JAHRGANG 2

Gebietsführer Günter Kaufmann:

BALDUR VON SCHIRACH

Herkunft und Erbe

Ein Bild dieser Persönlichkeit, die in so erstaunlich frühen Jahren in den Mitarbeiterkreis des Führers eintrat und von ihm mit großen Verantwortungen betraut wurde, kann nicht vorübergehen an Herkunft und Vergangenheit einer Familie, deren wechselvolles Schicksal auch im Leben dieser Generation seinen Ausdruck und Niederschlag finden mußte.

Durch vier Jahrhunderte hindurch haben die Schirachs auf ihrem Hof in der sächsischen Lausitz gesessen. Fast nie haben sie nur dem Boden gedient, sondern haben in der engeren oder weiteren bäuerlichen Lebensgemeinschaft eine führende Rolle gespielt. Das Richteramt ist gleichsam in Erbfolge in der Hand der Familie gewesen. Einer unter ihnen, Peter Schirach, war Geistlicher, dessen „kritische theologische Erläuterungen die damalige Orthodoxie zum Kampf gegen ihn auf den Plan riefen". Ihm rühmte man „die helle Verstandesklarheit der besten deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts" nach.

Wohl die bedeutendste Persönlichkeit seiner Vorfahren – und von uns in Wien besonders bemerkt – ist Gottlieb Benedikt von Schirach, der in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gelebt hat. Als Dichter und Schriftsteller, als Historiker und Kritiker hat er in ganz Deutschland sich einen Namen verschafft. In die literarischen Fehden seiner Zeit um Lessing und Herder verwickelt, in Verbindung mit Voltaire und von dem Herzog von Braunschweig an die Universität von Helmstedt berufen, hat diese Persönlichkeit zu den geistig führenden Köpfen seiner Zeit gehört. Die Kaiserin Maria Theresia erhob ihn in den Adelsstand, nachdem sie von ihrem Hof- und Staatskanzler Kaunitz auf sein ursprünglich in österreichischen Landen verbotenes Buch über ihren Vater Kaiser Karl VI. aufmerksam gemacht worden war. Mit diesen und ähnlichen Arbeiten nahm Gottlieb Benedikt von Schirach „eine Geschichtsschreibung" auf, „die in Deutschland die erste ihrer Art" war. In dem „Magazin der Kritik" und später in seiner im In- und Ausland stark verbreiteten Zeitschrift „Politisches Journal" führte Schirach einen leidenschaftlichen Kampf gegen die Jünger der Rousseauschen Lehre, geriet in heftigsten Streit mit dem berühmten Freiherrn von Knigge, einem der führenden Freimaurer der Zeit.

Sosehr er die französische Revolution bekämpfte und mit seinen Schriften den Mut hatte, ungeachtet der ihm erwachsenden Feindschaften den Freimaurern den Kampf anzusagen, sowenig war er andererseits ein Vertreter der herrschenden Reaktion. Immerhin ist beachtlich, bei einem solchen gelehrten Mann den Satz zu finden: „Die arme Klasse der Nation ist gerade die, die den Reichtum der Nation macht: die arme arbeitende producierende Classe ist die zahlreichste und thut alles. Die Bettler-Classe ist nur eine Ausart und nicht arm, sondern entblößt."

Die Nachkommen dieser bedeutenden Persönlichkeit leben in Schleswig-Holstein, bis der 60jährige Carl von Schirach nach Amerika mit allen seinen Söhnen um 1850 auswandert, weil nach dem Sieg Dänemarks sich alle Hoffnungen für seine holsteinische Heimat zerschlugen und weil sie „als aktive Kämpfer für die Freiheit ihres Vaterlandes eine Lebensexistenz in ihm nicht mehr fanden". Auch die Familie Schirach hat ihren Anteil am Aufbau der Neuen Welt, ohne daß jemals die enge Verbindung zur alten Heimat abgerissen wäre. Ein 19jähriger Schirach tritt als Freiwilliger in das amerikanische Heer ein, wird, bekannt durch seine Tapferkeit, bald Major und stellt die Ehrenwache am Sarge des ermordeten Präsidenten Lincoln. Briefe, Gedichte und Lieder offenbaren die tiefe Liebe zu Deutschland, aber auch die bittere Enttäuschung, die in jener Zeit die besten Geister erfüllte.

So tritt in diesem vergangenen Jahrhundert zu dem bäuerlichen Erbe, der leidenschaftlichen Anteilnahme am politischen Leben, und zu der starken künstlerischen Begabung die Freude am soldatischen Beruf und die weltmännische Weite des Blicks. In zwei Generationen verbindet sich amerikanisches Blut von mütterlicher Seite mit der Familie. So formt sich das Bild eines deutschen Geschlechts, das schon, ehe die Einigung aller Stämme erfolgte und die Nation gebar, über die Lausitzer Heimat hinausgewachsen war, von Mitteldeutschland künstlerisch geprägt, von Wien anerkannt und geadelt, von Norddeutschland zur Wissenschaft und Politik geführt und in den weiten Räumen eines fernen Kontinents mit der weltmännischen Gewandtheit ausgerüstet.

Der Weg zu Adolf Hitler

Im Jahre 1925 ist es gewesen, daß der Führer für drei Tage nach Weimar kam und in einem Hotel untergekommen war. Der noch kleine Kreis seiner begeisterten Jugend hatte vollauf zu tun. Da galt es Flugzettel auszuteilen, Plakate zu kleben, die Lauen und Unentschlossenen im Bekanntenkreis zur nächsten Versammlung, auf der Adolf Hitler sprach, zu werben. Vor dem Hoteleingang bezog die Jugend Posten, um das Leben des Mannes zu schützen, dessen große Sendung sie spürte und dem sie sich mit aller Kraft ihres Glaubens verschrieben hatte. Unter den Jungen, die hier unter erheblicher Gefahr für sich selbst, für ihre Stellung in Schule und Beruf, auf Wache gezogen waren, befand sich ein Obersekundaner aus Weimar. Sein Vater war Offizier im Gardekürassier-Regiment gewesen und hatte als Generalintendant des Weimarer Hoftheaters eine seinen künstlerischen Neigungen entsprechende Aufgabe gefunden. Sein Sohn Baldur von Schirach war nun schon seit 1924 Mitglied der NSDAP., was in den führenden Adelskreisen jener Zeit recht übel vermerkt wurde. Wen sollte das in solcher Zeit bekümmern? Wollte man auf die Reaktion Rücksicht nehmen, konnte man keine Revolution gewinnen!

Adolf Hitler gefiel der Junge, der so unermüdlich in gefährlicher Stunde Wache hielt, er kam mit ihm ins Gespräch, erkundigte sich nach seinen Plänen und sagte zum Abschied, daß er sich freuen würde, ihn nach Ablegung seiner Reifeprüfung 1927 als Student in München wiederzusehen. Und Baldur von Schirach bezog die Münchner Universität, belegte Germanistik und Kunstgeschichte, aber für seinen Lebensberuf belegte er etwas anderes, worüber Universitäten keinen Aufschluß geben konnten, nämlich den politischen Kampf bei Adolf Hitler. Während andere ihre Freizeit in studentischen Verbindungen verbrachten, wuchs Baldur von Schirach durch die immer stärker und persönlicher werdende Bindung zu Adolf Hitler in ein anderes Korps hinein, das Führerkorps der Partei. Den 21jährigen berief Adolf Hitler 1928 in die Reichsleitung der NSDAP. und übertrug ihm die Führung der nationalsozialistischen Hochschulbewegung. Im Kampf der Partei hatte Adolf Hitlers jüngster Mitarbeiter eine eigene Verantwortung, an die er mit der ganzen Leidenschaft der jungen Aktivisten der Bewegung heranging.

Und während er von München aus begann, die Hochschulen zu erobern, leitete und lenkte ihn der Führer, unterwies er und erzog er seinen jüngsten Mitarbeiter. Keiner hat wie er das Glück gehabt, in den entscheidenden Jahren des Lebens vom Führer, der damals noch Zeit dafür aufbringen konnte, so weitgehend beeinflußt, gebildet und unterwiesen worden zu sein. Jeden Gedanken und Plan des Führers durfte er in diesen Jahren kennenlernen, während der Führer in dem begabten Studenten einen Kameraden gewann, in dem seine tiefen künstlerischen Interessen und Ideen einen begeisterten Widerhall fanden.

Kein Wunder, daß bei einer solchen unmittelbaren Übertragung von reifsten Gedanken und politischen Ideen dem nationalsozialistischen Studentenbundsführer die Eroberung der Hochschule gelang. Oft ist er gerade in dieser Zeit in Wien gewesen, hat hier zur Jugend gesprochen und in ihr mitgeholfen, den großdeutschen Gedanken über Grenzen hinweg zu verwurzeln.

Wenige Tage, bevor es ihm auf dem Grazer Studententag gelang, die Führung der deutschen Studentenschaft in seine Hand zu bekommen und durch Vertrauensleute zu besetzen, spielte sich in Köln ein für die Zeit in Deutschland bezeichnender Zwischenfall ab. Schirach sollte in Köln auf einer Massenkundgebung gegen das Versailler Diktat sprechen. In letzter Minute wurde auf Brünings Veranlassung die Kundgebung verboten und die Spannung durch ein besonderes Verbot des Rektors für Anti-Versailles-Kundgebungen der Studentenschaft noch verschärft. Trotzdem hielt am 3. Juli 1930 der nationalsozialistische Studentenführer Baldur von Schirach auf der Freitreppe der Kölner Universität seine geplante Rede, die von einer Woge der Begeisterung der Studenten und Parteigenossen Kölns begleitet wurde. Polizei erschien, der Gummiknüppel sauste auf die Studenten herab, Schirach wurde verhaftet.

Acht grauenvolle Tage im Kölner Strafgefängnis folgten in der Gesellschaft von dem berüchtigten Lustmörder Kürten, von Dieben

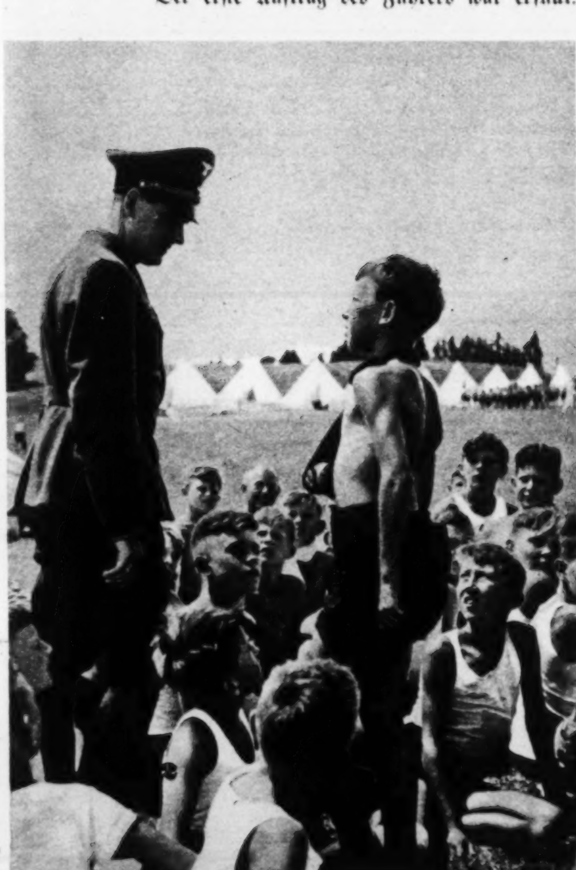


In vielen hundert Kundgebungen sprach Schirach in der Kampfzeit der Bewegung zur Arbeiterschaft

und anderen Verbrechern. Schließlich kam es vor dem Schnellgericht zur Verhandlung. Der Staatsanwalt beantragte 4 Monate, das Gericht verurteilte zu 3 Monaten Gefängnis. Unter atemloser Spannung seiner Zuhörer erklärte der Angeklagte in seinem Schlußwort:

„Es steht in Ihrer Macht, mich 4 Monate festzuhalten und einzusperren, das wird aber an meinem Kampf, der gleichzeitig der Kampf des jungen Deutschlands ist, nichts ändern können. Nach Ablauf dieser vier Monate werde ich von neuem den Kampf gegen Versailles auf die Fahnen der deutschen Hochschulbewegung schreiben, und nichts wird mich daran hindern können. Was aber bleiben wird von diesem Prozeß, was in Tausenden und Zehntausenden von jungen Deutschen fortleben wird, ist die erschütternde Erkenntnis, daß ein Deutscher von deutschen Richtern deswegen verurteilt wurde, weil er gegen Frankreich kämpfte. Die tiefe Tragik dieser Zeit offenbart sich an der Tatsache, daß derjenige, der heute aus Pflichtbewußtsein und innerster Überzeugung für Deutschland kämpfte, zwangsläufig in Konflikt kommen muß mit den Gesetzen dieses Staates."

Wenige Tage später brachte Graz den Sieg des Nationalsozialismus auf der Hochschule. Der erste Auftrag des Führers war erfüllt.



Jahr um Jahr besuchte der Führer der Jugend die vielen tausend Sommerzeltlager

Die Begegnung des Führers mit dem Wachtposten von Weimar hatte ihren höheren Sinn erfahren.

Sänger und Kämpfer

Mächtig wogten die Leidenschaften auf im Kampf um eine nationale Erneuerung. Begeisterung stieg empor, die besten Herzen entzündeten sich an den großen Idealen, aber auch Schmerz und Bitternis begleiteten den Kampf. Es war keine Zeit für Literaten, für weltferne Dichter oder romantische Sänger. Im Aufbruch der neuen Zeit wurde wieder der völkische Dichter geboren, dessen Vers die Sprache des Volkes, dessen Gedanken die Sehnsucht der Nation faßte. Das Lied und die Dichtung dienten mitreißend dem politischen Kampf, banden die Herzen fester zusammen, als es das nüchterne Wort vermochte. Rainer Schlösser hat daher von den Gedichten Baldur von Schirachs mit Recht gesagt, daß mit ihnen das Jahr eins der nationalsozialistischen Dichtung begonnen habe. Denn seine politische Dichtung rüttelte die Geister auf, die gesamte deutsche Jugend singt heute sein Lied, und durch das dichterische Wort, das er prägt, die Sauberkeit der Sprache, die er pflegt, ist sein unsichtbarer Einfluß im Volk größer, als es Amt und Rang erkennen lassen. Der junge Dichter Eberhard Wolfgang Möller hat dieses „Jahr eins" näher erläutert, als er über Baldur von Schirachs Gedichte sagte: „Sie erlösen mit einem Schlage die deutsche Lyrik aus dem Zustand des weltfremden Ästhetizismus der Spielerei und literarischen Subjektivität. Sie beenden die Stimmung der inneren und äußeren Unsicherheit und der Schwebe, in der sie seit der Romantik verharrt. Sie führen zurück zu dem Punkt, wo die große klassische Tradition abreißt. Sie errichten die Tafeln Klopstocks und Hölderlins von neuem." Wahrhaftig, Hölderlinsche Lyrik begegnet uns in der Hymne an die Jugend:

Du, Jugend, bist unser heiligstes Bild.
Dein Glaube ist Gleichnis,
und dein Chor der Begeisterten
rührt uns das harte,
erfahrene Herz.

Kämpfe machten uns klug, und wir kleiden
in leidgehämmertes Erz
Körper, Seele und Geist.

Doch, da so wir dich sehn,
Jugend,
sind wir noch einmal Beginn,
und die kindliche Hoffnung, die reine,
strahlende,
hebt uns noch einmal
sternenhoch.

So nah der Geburt noch, Jugend,
lachst du dem Sterben leicht
und der dunklen, der schweigenden Nacht.
Doch uns ergreift die Gewalt
ewiger Wiederkehr,
unser gebändigtes Blut
jauchzt mit dir, Jugend:

„Triumph!
Brause, du Brandung der Welt!
rausche, du menschliches Meer,
zwischen Zeugung und Tod
deiner Gezeiten Gesang!"

Streng ist die Form, eigenwillig der Charakter und sinnend der Gedanke dieser jüngsten Lyrik, die sich in dieser Hymne einen neuen, tieferen



1938 sprach Schirach zur ersten Großdeutschen Buchwoche im großen Festsaal der Wiener Hofburg

Ausdruck sucht, der nicht mehr das alle aufrüttelnde Merkmal der Kampfzeit trägt. Das Einprägsame und Wichtige der politisch wirksamen Kampfzeitdichtung mag am Beispiel seines Führergedichtes deutlich werden:

Das ist die Wahrheit, die mich Dir verband:
Ich suchte Dich und fand mein Vaterland.

Ich war ein Blatt im unbegrenzten Raum,
Nun bist Du Heimat mir und bist mein Baum.

Wie weit verweht, verginge ich im Wind,
Wärst Du nicht Kraft, die von der Wurzel
rinnt.

Ich glaube an Dich, denn Du bist die Nation,
Ich glaub' an Deutschland,
Weil Du Deutschlands Sohn.

Aber der Sänger des jungen Deutschlands will nicht nur aus diesem schmalen Gedichtband vernommen werden. Das dichterische Wort wirkt überall hinein in Namen und Formen seiner politischen Aufgaben, es klingt wider in den großen politischen Begriffen, die er prägte, wie „Blut und Ehre" oder „Durch



Auf allen Straßen Großdeutschlands begrüßt die Jugend ihren Kameraden

Sozialismus zur Nation" oder „Die Fahne ist mehr als der Tod". Hier steht der Dichter mitten im Volk, denn aus der Stimmung des Volkes, aus seinem Verlangen und Sehnen entsteht diese Lyrik, ist sie zugleich Parole und Anruf, wie künstlerischer Ausdruck eines echten, tiefen Gefühls. Wie er sie nannte: „Die Fahne der Verfolgten." Darum wendet er sich so entschieden gegen die Dichterlinge, die in ihrer Werkstatt Reime schmieden, die äußerlich wie Gold glänzen, aber doch nur gestanztes Blech bleiben. Darum aber begeisterte gerade ihn die starke, aus Leid und Sehnsucht geborene Lyrik ungenannter ostmärkischer Hitler-Jugend, die er dann unter dem Titel „Das Lied der Getreuen" herausgab und zum größten Bucherfolg der Lyrik werden ließ, den dieses Jahrhundert bisher kennt. Warum er diese Werke herausgab, hat er in einer Rede er-



Baldur von Schirach gab der Jugend wieder das Gefühl für die völkische Tradition: Am Grabe Friedrichs des Großen weihte er von Anbeginn an in der Potsdamer Garnisonkirche ihre Fahnen

klärt: „Es geschah, damit, wer Ohren hat, zu hören, horche. So dichten Deutsche, die den Kampf um die Freiheit nicht nachträglich vom Schreibtisch her betrachten, sondern selbst durchlitten haben. Sie sind nicht nur Deutschland, sondern auch sich selber treu geblieben." Die künstlerische Neigung ist nicht nur der Literatur verschrieben, wie sie sich ebensowenig nur im Gedicht äußert. Sie begegnet uns in seinem politischen Auftrag, jeder erfüllt ein der Politik, dem sozialen Wohl der Gemeinschaft verschriebenes Leben. Wenn er die Pflege der schönen Künste sich besonders angedeihen läßt, so als Erzieher und Politiker, der er auch stets bei einer musikalischen Betätigung bleibt. In Wien ist es gewesen, daß er bei einer Veranstaltung der Hofburg erklärte: „Wie wenige kennen den weiten Raum der Gedanken, die unser Volk gedacht hat, der Lieder, die es dichtete; wahrlich, wer seine Heimat wahrhaftig liebt, der wird nicht nur die wechselnden Bilder ihrer Landschaft andächtig betrachten, nicht nur die Städte, Dome, Burgen, Wälder, Seen und Berge, nein, er wird die Wanderschuhe von Zeit zu Zeit ablegen, um im Großdeutschen Reich des Geistes auf Fahrt zu gehen. Denn wer Deutschland kennenlernen will, darf nicht nur in die Weite wandern, er muß auch in die Tiefe steigen." In diesen Worten, einst in Wien ausgesprochen, liegt ein kulturpolitisches Programm beschlossen, das in der Jugend wirksam ist.

Der Erzieher

Die Hochschule war erobert. Ein Teil der Jugend mit ihr gewonnen. Jetzt galt es, die Schüler und Jungarbeiter aufzubieten, um dem System zu zeigen, wem die Jugend gehörte. Adolf Hitler ernannte am 30. Oktober 1931 Baldur von Schirach zum Reichsjugendführer der NSDAP. und unterstellte ihm im darauffolgenden Jahr die Hitler-Jugend unmittelbar. Freilich sah die Organisation damals anders aus als heute. Gerade 40 000 Mitglieder zählte sie, als Baldur von Schirach sie übernahm. Noch uneinheitlich in der Uniformierung, noch uneinheitlich im Erziehungsprogramm und in dieser wie jener Frage im Aufbau der Jugendbewegung.

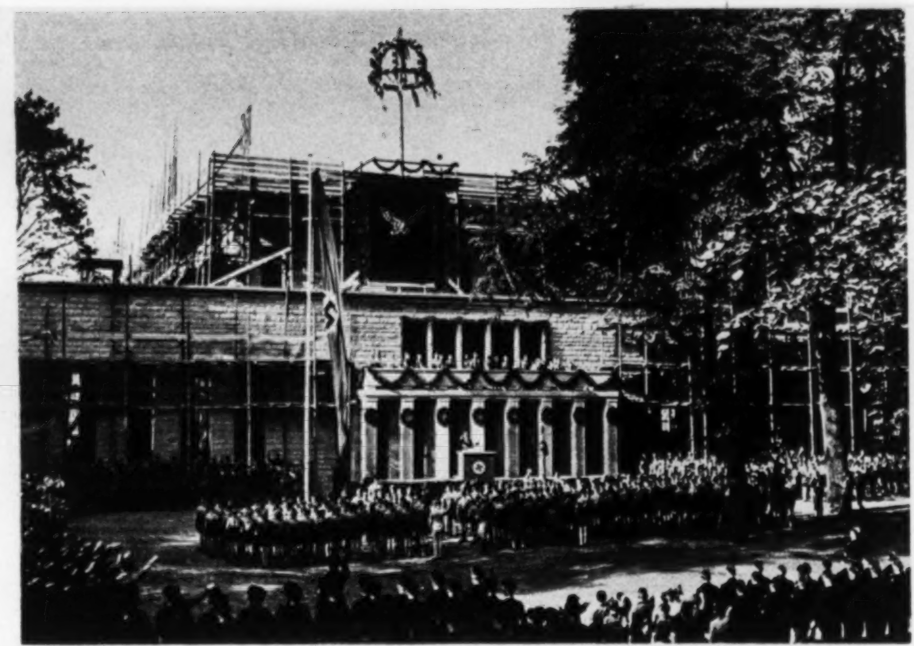
Nur das eine war klar: die Hitler-Jugend mußte eines Tages die große Einheitsbewegung der gesamten deutschen Jugend werden, mußte an Stelle der 136 Jugendverbände treten, die alle von sich behaupteten, die Träger des Erziehungsideals von morgen zu sein. Es schien notwendig, die Mädel ebenso zu werben wie die Jungen, man durfte nicht fragen, ob des einen Eltern reich oder arm waren. In der HJ. durfte man nicht erkennen, wo einer herkam, sondern nur, was er für ein Kerl war, ob er Kamerad unter Kameraden sein wollte, ob sein Charakter fester, sein Einsatz freudiger als der anderer war. So wurde Baldur von Schirach der Sprecher des jungen Sozialismus, zugleich auch der Vertreter einer kompromißlosen Haltung, die ihm alle jene zu Feinden machte, die sich mit der Hitlerbewegung als einer vorübergehenden Zeiterscheinung abfinden wollten, aber nichts so sehr fürchteten wie eine Revolutionierung der Jugend. So war auch die Parole gegeben, mit der man im Oktober 1932 zur ersten gewaltigen Demonstration der nationalsozialistischen Jugend an die Öffentlichkeit treten wollte: „Reichsjugendtag gegen Reaktion."

Der 2. Oktober 1932 in Potsdam gehört zu den wenigen ganz einzigartigen Tagen der nationalsozialistischen Geschichte. Die Strasserkrise war im Gange. Die Augustkrise nach Scheitern der Verhandlungen mit dem Kabinett Papen schien die Gegner zu ermutigen, so daß sie eine neue Reichstagswahl zum 6. November heraufbeschworen. In dieser Zeit, da unsere Feinde schon Oberwasser zu gewinnen schienen, vollzog sich zu Potsdam der größte Jugendaufmarsch der Welt. Wenn aus dem ganzen Reich auf Rädern, mit Lastautos oder Eisenbahn hunderttausend Jungen aufzubieten waren, dann mußte die Zahl der wirklichen Anhänger dieser Jugendbewegung um ein Vielfaches größer sein. Sieben Stunden sind es gewesen, in denen von Mittag bis Abend Deutschlands Jugend am Führer vorbeimarschierte. Eine gewaltige Kundgebung, die dem System eindeutig bewies, für welches Lager sich die Besten unter der Jugend endgültig entschieden hatten. Baldur von Schirach konnte dem Führer eine Zahl von angetretener Hitler-Jugend melden, die dem Führer mehr bedeutete als mancher Wahlsieg. Der 2. Oktober brachte die Gewißheit: Deutschland stand am Vorabend der Revolution.

Der Weg bis zur Einigung aller deutschen Jugend ist kurz gewesen. Mit Übernahme der Macht mochten wohl viele Ver[illegible]ungen und wohlgemeinte Ratschläge an diese Jugendbewegung herangetragen werden, durch Zwang und Gesetz alle deutsche Jugend zu erfassen und vormilitärisch auszubilden. Allein Baldur von Schirach sah weiter, bewahrte die



Im April 1938 begrüßte Baldur von Schirach in Linz die Jugend der Ostmark



Seine Idee wurde steinerne Gestalt: die Akademie für Jugendführung in Braunschweig

großen Grundsätze der Kampfzeit, appellierte an Freiwilligkeit und Selbstverantwortung, disziplinierte die Jugend nicht durch Ältere, was sie allzu leicht als Gängelung empfindet und darum ablehnt, sondern erreichte ihre Einreihung in den Marsch des aufbrechenden Volkes durch ihre Disziplinierung von innen. Der Führer war es, der ihm die großen Ideen mit auf den Weg gab und die auf zwei Parolen begründet sind, die lauten: „Jugend soll von Jugend geführt werden" und „Die Jugend hat ihren Staat für sich".

Hierauf aufbauend ist eine Jugendbewegung entwickelt worden, die in ihrer Art einzig dastehend ist und wohl auch nur dem Wesen unseres Volkes entspricht. Indem dieser Jugend eine gewisse Eigengesetzlichkeit zuerkannt, sie als solche verstanden worden war und niemand mehr versuchte, die „kleinen Erwachsenen" möglichst schnell zu „vollwertigen" Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft auszubilden, gewann man die Jugend zur Mitarbeit am Staat, verschwand dieser traditionelle Gegensatz zwischen Jugend und Staat, wie zwischen Jugend und älterer Generation. In ihren Reihen aber waren die einstigen Gegensätze von Klassen und Konfessionen, Ständen und Stämmen des Volkes aufgehoben.

„Wer die Jugend erziehen will, muß sie ehrfürchtig machen und begeistern können", sagt Baldur von Schirach, und so führte er sie zu den Stätten der deutschen Geschichte und Kultur, ging mit ihr nach Weimar und Potsdam, ließ sie die ostmärkische und andere Landschaften erwandern, errichtete an Deutschlands schönsten Plätzen die Herbergen der Jugend, begann in allen Gemeinden damit, ihr würdige Heime zu errichten, rief zum sportlichen und beruflichen Wettstreit auf und zeigte ihr den neuen Orden, den Adel der Arbeit. Die geistige Führung der Jugend, deren erster Sprecher er die Jahre hindurch gewesen ist, kam nicht nur in seinen Reden und in seiner Zeitschrift „Wille und Macht" zum Ausdruck, sondern äußerte sich vor allem in der Ausprägung eines Typs des Jugendführers. Jahr um Jahr hat er das Führerkorps der Jugend um sich versammelt, von dem er erwartete, daß es im äußeren Bild eine derartige seelische Geschlossenheit offenbare, daß man es „zugleich als ein Gleichnis des Glaubens und als einen Orden der Ordnung empfindet". Selbst im Kriege noch hat er durch einen vorbildlichen Kriegsbetreuungsdienst den persönlichen Kontakt mit diesem Führerkorps aufrechterhalten, das zu ihm besonders voll Stolz aufblickte, als er wie es den feldgrauen Rock anlegte und ins Feld rückte.

Als Jugendführer des Reichs hat er die Jugendbewegung, dem Staatsoberhaupt unmittelbar unterstellt, eine Stellung verschafft, wie sie im Ausland bald zum Vorbilt wurde. Von 40 000 bis zu 10 Millionen Mitgliedern führte der Weg zur Einheit der Jugend. Diese Organisation hatte kein Vorbild, sondern wurde geboren aus einer Revolution. Diese Organisation verfügte über keine Reichtümer, sondern trug sich zum größten Teil aus der Opferbereitschaft der Jugend. Diese Organisation verschlang vor allem keinen riesigen Apparat zur Führung ihrer Menschen und ist besonders stolz darauf, im Verhältnis zu Zahl und Aufgabe über das kleinste Korps hauptamtlicher Führer überhaupt zu verfügen.

Das alles muß man sich vergegenwärtigen, will man über der auffallenden künstlerischen Begabung nicht jene große organisatorische Fähigkeit und seinen guten Blick für Menschen vergessen, ohne den Baldur von Schirach mit diesem rekordmäßig geringen Aufwand von Menschen und Mitteln niemals eine solche Massenbewegung diszipliniert hätte. Und das alles geschah unter bewußter Ausschaltung jedes kommißmäßigen Schliffes und unter Betonung des jungenhaften Lebens, das seine Freude am disziplinierten Spiel, am Dienst im Gelände und auf dem Sportplatz besitzt. Nicht mit einem preußischen Stil oder Ton war die Jugend zu gewinnen, über eine solche Frage war Baldur von Schirach und seine großdeutsche Jugendbewegung längst hinausgewachsen. So fordert eine Einstellung zu dieser Arbeit ein Fallenlassen von engen Komplexen und Vorurteilen und verlangt ein Begreifen der Revolution der Erziehung, deren erste Phase er abgeschlossen hat und an deren Zukunft er von Wien aus entscheidend teilnehmen wird.

Will man den Weg des Erziehers und Künstlers, des Politikers und Diplomaten Schirach gründlicher verfolgen, so sei auf sein Werk „Revolution der Erziehung" verwiesen, das eine Anzahl bedeutsamer Reden enthält.

Soldatenglück und Tapferkeit

Als der Krieg ausbrach, war mit einem Schlag die Hitler-Jugend mit nur der Hälfte ihres hauptamtlichen Führerkorps vor neue zahlreiche Aufgaben gestellt. In diesen Wochen lastete eine doppelt große Verantwortung auf dem Reichsjugendführer, und es galt die Maßnahmen zu treffen, die notwendig waren, um die Jugenderziehung auch nach Einberufung weiterer Angehöriger des Führerkorps zu sichern und die Armee ohne Waffen einsatzfähig zu halten. Diese Aufgabe ist dank des Selbstführungsprinzips der Jugend, der jahrelangen Erziehung der Jugend zur Selbstverantwortung gemeistert worden.

Der erste Gedanke des vom Führer auf seinen Platz in der Heimat befohlenen Reichsjugendführers galt den Jugendführern, die im feldgrauen Rock ihr Leben für den Schicksalskampf der Nation einsetzten. Sofort zu Beginn des Krieges brachte Baldur v. Schirach den Kriegsbetreuungsdienst heraus, mit dem er den Kameraden alle 14 Tage einen Bericht über die Arbeit in der Heimat und dazu allerhand nützliche Gegenstände für das leibliche und seelische Wohl eines Soldaten bestimmt, ins Feld schickte. Die Frauen der eingezogenen HJ.-Führer betreuten die BDM.-Führerinnen, und dort, wo der Tod den Familien den Vater und Gatten nahm, suchte er durch schnelle Maßnahmen den tiefen Schmerz durch die Beseitigung wirtschaftlicher Not zu lindern.

Lange hat es gewährt, bis der Führer auch seine freiwillige Meldung zum Dienst bei der deutschen Infanterie annahm. Nun schlug auch für ihn die große Stunde, die ihn von der Verantwortung in der Heimat entband und frei machte für den persönlichen Einsatz. „Soldat" war er bisher nicht gewesen — und Soldaten waren er und seine Kameraden doch! Wie heißt es in seinem Gedicht:

Frei sind wir alle, doch wir sehn im Dienen
Mehr Freiheit als im eigenen Befehle.
Am Schreibtisch sitzen wir und an Maschinen,
Sind Hunderttausend und nur eine Seele.
Wir sind die Ketzer und die tiefen Frommen,
Das Heut', das Gestern und das große Kommen.
Nie dienten wir und doch sind wir Soldaten,
Wir kämpften nie in einem wahren Kriege,
In einem Krieg der Kugeln und Granaten.
Und doch bekannt sind Kämpfe uns wie Siege —
Nein, nicht im Krieg schlug man uns unsre Narben,
Und doch war's Krieg! Denn viele, viele starben . . .

Als Soldat unterzog er sich in Döberitz auf dem brandenburgisch-preußischen Sandboden der Grundausbildung und wurde im April 1940 als Gefreiter an die Westfront zum In-



In der Stunde des Krieges trat Baldur von Schirach in die Front des feldgrauen Heeres, nahm an schwersten Kämpfen teil, wurde wegen Tapferkeit vor dem Feinde befördert und mit dem E.K. und dem Infanterie-Sturmabzeichen ausgezeichnet

fanterie-Regiment „Großdeutschland" versetzt. Als Melder ging es in die ersten schweren Kämpfe am Chiers und später südlich Sedan auf die schwer befestigten und zäh verteidigten Höhen von Stonne. Viele sind dort links und rechts von ihm gefallen. Als er eine Gruppe führen mußte, lag er schließlich abgeschnitten auf verlorenem Posten in vorgeschobener Stellung, und das feindliche Artilleriefeuer platzte in die Deckung seiner Gruppe hinein. Die Vorsehung hat ihn in dieser Stunde begleitet und bewahrt. Im Ringen dieser umkämpften Höhen ist der Gefreite v. Schirach durch Regimentsbefehl wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Unteroffizier befördert worden.

Viel Ruhe gab es nicht. Ein neuer Einsatz folgte unmittelbar bei Abbeville. Im Rücken der französischen Nordarmeen ging es in die Flandernschlacht. Von Westcapelle bis Bergues bei Dünkirchen jagte der Verband Tag und Nacht den Engländern nach. Es gab Zunder, aber die Aufgabe wurde schneller erledigt, als jeder gedacht hatte.

An der Somme liegt danach abwartend das Infanterie-Regiment „Großdeutschland", um unter den ersten zu sein, die über den Fluß setzten, die bald den Traum der Weygandlinie zerstören und dabei sind, als es gilt, die „Schlacht um Frankreich" zu gewinnen. Baldur von Schirach ist bei der Spitzenkompanie, die in Schlauchbooten das andere Ufer der Somme erreicht. Es ist ein heißer Tag. Aber auch er geht vorüber, und das Soldatenglück steht dem Gruppenführer der MGK. bei, denn an diesem Tag hat er sich das E.K. II verdient. Ostwärts an Paris vorbei geht er, motorisiert und einer Panzerdivision zugeteilt, mit seiner Kompanie nach Süden. Es ist ein tiefer Stoß in den Rücken der französischen Festungslinien. Bei Besançon werden die französischen Urlauber reichlich verstört und überrascht auf den Bahnsteigen in Empfang genommen. Nicht die jubelnd begrüßten vermeintlichen Amerikaner entsteigen den Panzern und Lastwagen. Deutsche Soldaten sind es, die den Riegel bis zur Schweizer Grenze vorgeschoben haben. Der Unteroffizier Baldur von Schirach ist Feldwebel geworden. Das Tempo, die schlaflosen Nächte, Staub und Dreck der Landstraße, die oft harten und anstrengenden Gefechte hat der Vierunddreißigjährige – jetzt als Zugführer – genau so unermüdlich bestanden, wie die 18/19jährigen Kameraden eines aktiven Eliteregiments. Schöne Tage schließen sich nach einem Durchbruch zur Rhône in Lyon an. Man kann sich ausruhen, waschen und – schlafen. Es ist herrlich hier, im Bewußtsein des bestandenen Kampfes, der ertragenen Strapazen und des errungenen Sieges. Und während man schon wieder daran geht, Kleiderappelle abzuhalten und Griffe zu kloppen, kommt nach erfolgter Offizierswahl die Ernennung des Feldwebels zum Leutnant in Lyon. Nun findet der militärische Einsatz seine äußere Krönung und Anerkennung. Ein junger Leutnant wie viele andere und dabei stolzer und glücklicher Träger des feldgrauen Rockes. Stolz besonders in dem Bewußtsein, den Kameraden des Führerkorps der Hitler-Jugend in nichts nachzustehen. So wie der Einsatz in der Kampfzeit persönlichen Schneid und Mut verlangte, und so wie er damals unter den ersten war, so hat ihm das Soldatenglück vergönnt, auch hier Vorbild zu sein. Nun wird das Band des Führerkorps der Jugend durch Stahl und Eisen dieses Krieges erhärtet auch in Zukunft, auch in der neuen Aufgabe in Wien, ihn und seine Kameraden zusammenzuhalten. In Lyon kam eines Tages der Ruf des Führers, und die Fahrt in das Führerhauptquartier des Obersten Befehlshabers setzte dem Einsatz des jungen Leutnants an der Front vorläufig ein Ende.

Der Brief des Führers

Lieber Parteigenosse Schirach!

Reichsstatthalter und Gauleiter Bürckel muß zur Übernahme einer neuen, überaus wichtigen Reichsaufgabe seinen bisherigen Wirkungskreis verlassen.

Ich habe Sie, Parteigenosse Schirach, zum Reichsstatthalter und Gauleiter von Wien bestimmt.

Da es Ihre Bitte war, erst nach Beendigung des Kampfes im Westen aus Ihrem Regiment ausscheiden zu dürfen, übernehmen Sie nunmehr heute Ihr neues Amt.

Mein Vertrauen in die Ihnen neu gestellte soziale und kulturpolitische Aufgabe entspringt der Würdigung der einmaligen Leistung, die Sie schon als Schöpfer und Leiter der Jugendbewegung des Deutschen Reiches vollbracht haben.

Ihr Name wird mit diesem Werk für alle Zeiten verbunden sein. Sie sind mir deshalb auch in der Zukunft in Ihrer Eigenschaft als Reichsleiter nach wie vor für die Deutsche Jugendbewegung ausschließlich verantwortlich.

Nehmen Sie nochmals meinen aufrichtigen Dank entgegen!

In herzlicher Verbundenheit Ihr

Adolf Hitler.



Nur die indische Freiheitsbewegung führt durch freiwillige Helfer einen verzweifelten Kampf um die Gesundung des indischen Volkstums

UNTER BRITISCHER FAUST

JUGEND

Das Leben der indischen Jugend

Unter der Herrschaft der Großmogule besaß jedes indische Dorf einen Lehrer, wie zeitgenössische Berichte, auch von europäischen Reisenden, bezeugen. Max Müller, der weltberühmte Indologe, wies auf Grund amtlicher Dokumente nach, daß es allein in der Provinz Bengalen 80 000 Schulen gab, so daß auf je 400 Einwohner eine Schule kam. Im Jahre 1325 gab es in Delhi, der Hauptstadt Indiens, 1000 höhere Schulen und 2000 Moscheen mit Elementarschulen. Im Vergleich mit den damaligen Schulen Europas waren diese Bil-



dungseinrichtungen mustergültig; es ist bekannt, daß die europäischen Hochschulen ungefähr um die gleiche Zeit als Nachahmungen der arabisch-islamischen Hochschulen entstanden, die auch das Vorbild der indischen Universitäten gewesen waren.

Von den 3000 Schulen der indischen Hauptstadt war unter der Herrschaft Englands schließlich nur noch eine Anstalt, das sogenannte Delhi College, übrig, und auch dieses wurde im Jahre 1877 aufgehoben. An die Stelle des einheimischen, der Eigenart des Landes angepaßten Bildungswesens traten dann allmählich englische Bildungseinrichtungen, aus denen „englische Inder" hervorgehen sollten. Um 1925 gab es wieder 18 Universitäten und 17 technische Fachschulen, eine immer noch verschwindend geringe Anzahl gegenüber den Bildungseinrichtungen im freien Indien. Die Anzahl der Knabenschulen belief sich zum gleichen Zeitpunkt auf 208 000 mit 9,4 Millionen Schülern, der Mädchenschulen auf 29 800 mit 1,1 Million Schülerinnen.

Während der Besuch der einheimischen Schulen früher kostenlos war, kann diese neuen Schulen nur besuchen, wer das verhältnismäßig hohe Schulgeld bezahlt. Wie gering die Zahl der 10,5 Millionen männlicher und weiblicher Schüler im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ist, ergibt sich aus einem Vergleich der Schulbesuchenden zur Zahl der schulfähigen Kinder: 50 Millionen Kinder von 365 Millionen Einwohnern müßten eigentlich zur Schule gehen — ein Fünftel von ihnen kann es nur.

Dabei muß man berücksichtigen, daß in den aufgeführten Zahlen — Universitäten wie Schulen — zahlreiche Bildungseinrichtungen mitgezählt worden sind, die nicht von den indischen Behörden, sondern von privater indischer Seite oder von der indischen Freiheitsbewegung gegründet worden sind.

Es ist also eine Tatsache, daß die Engländer das indische Erziehungswesen zerstört und das indische Volk in eine Unwissenheit gestürzt haben, die es vorher nicht besaß. Wenn heute 94 v. H. der Inder Analphabeten sind, so ist das ein Ergebnis der englischen Kolonialherrschaft, die nur über Unwissende herrschen kann. Fast 40 Millionen indische Kinder wachsen auf, ohne jemals eine Schule besuchen zu können. Was sie lernen, ist einzig und allein der Hunger. Wenn es richtig ist, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen sollen, dann ist dieser Unterricht allerdings der notwendigste, denn hundert Millionen Inder werden in ihrem Leben niemals richtig satt, wie selbst englische Statistiken nicht ganz abstreiten können.

Etwas anderes noch lernen die jungen Inder ganz frühzeitig kennen: die harte Arbeit ums tägliche Brot. In keinem anderen Lande der Welt ist Kinderarbeit in einem so erschreckenden Umfange verbreitet wie in Indien. Wer die englischen Kolonialmethoden nicht kennt, fragt sich vielleicht vergeblich, weshalb die Kinder in einem Lande arbeiten müssen, in dem 40 Millionen Erwachsene ständig ohne Beschäftigung sind.

In solchen Häusern und Höfen wächst die Jugend der indischen Städte auf



Links: Ein „europäischer" Kinderwagen ist eine kostbare Angelegenheit, die sich nur wenige bevorzugte indische Familien leisten können



Unten: Trotz der beispiellosen Not sind die einfachen indischen Krippen niemals leer. Das indische Volk will nicht untergehen und wehrt sich immer gegen die Unterdrückung durch seine wachsende Zahl



Das Papier, in das die Leckerbissen der Engländer gehüllt waren, ist für die kleine Inderin der Ersatz für den Leckerbissen selbst



Links: Der Landesherr ist manchmal selbst noch ein Kind. Die Engländer besorgen für ihn die Regierungsgeschäfte. Dafür aber ist seine Jugend ungetrübt und heiter



Rechts: Auch die kleine indische Prinzessin kennt keine Not. Wenn sie auch keine Kleider trägt, so ist sie doch von oben bis unten mit Gold behangen. Man muß Englands Geschäfte besorgen können, um in Indien eine glückliche Jugend zu haben

Es gibt tiefsinnige Reiseberichterstatter und Modephilosophen, die ihre Betrachtungen darüber anstellen, daß die Inder nicht lachen. Sie führen den indischen Ernst auf die seltsamsten religiösen Einflüsse zurück. Einfacher wäre es, der indischen Jugend das Lachen zu ermöglichen. Dazu gibt es ein ganz einfaches Mittel: die Engländer aus dem Lande zu treiben, die es verschuldet haben, daß Indien ein Land ohne Lachen, ein Land ohne Jugend ist.

Brahma

Unten: Die englischen Kinder erfahren in Indien selbstverständlich die sorgsamste Pflege. Sie spielen gern Rikschakuli, weil sie es nie sein brauchen

Er vergißt, daß die Arbeitskraft der indischen Kinder immer noch billiger ist als die Leistung des verelendeten Erwerbslosen, der sich für jeden Preis verkauft. Das wissen die englischen Fabrikbesitzer in Indien sehr genau und handeln danach. So müssen Millionen indischer Kinder nicht nur als Schuhputzer, Zeitungshändler oder Bettler ihr Geld verdienen, sondern als regelrechte Fabrikarbeiter mit Arbeitszeiten von 14 bis 16 Stunden täglich. Wenn der Vater im Jahr etwa 40 bis 120 Mark verdient, dann hungert auch bei den niedrigen indischen Preisen die Familie, solange nicht die Mutter und die Kinder ebenfalls mitverdienen.



Was ein Maharadscha werden soll, übt beizeiten die Herrscherallüren. Man muß seinen Untertanen imponieren, wenn man bei den Engländern gut angeschrieben sein will




Der Mörder

Abenteuer auf HALMAHERA

Von Hans Friedrich Blunck

Der Nachbar unserer Jugendjahre, ein alter Kapitän, den wir als Kinder oft besuchten, hatte mitunter absonderliche Gäste, und ich glaube nicht, daß wir immer nur seinetwegen und wegen der Leckerbissen, die seine Frau uns zusteckte, zu ihm kamen. Die Graubärte in den alten Strohsesseln, die, den Kopf gegen die Schlummerrolle und den Mund voll abscheulichsten Knasters, uns aus ihrem Leben erzählten,



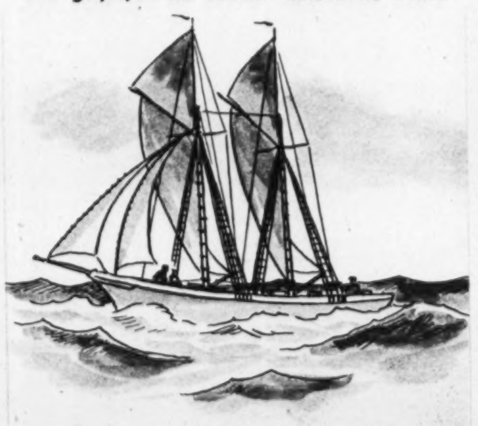
logen meist viel schöner als unser wahrheitsliebender Gastgeber. Wir hielten uns an sie.

Warum sollte man ihnen nicht glauben? War da nicht der alte Godegast, der ein Holzbein hatte, ein richtiges Holzbein, von dem man vor allen Freunden prahlen konnte. Als das deutsche Schiff „Eber" vor Samoa unterging, war es ihm zugestoßen; lange hatte er in Apia krank gelegen, bis sie ihn mit einer guten Grogrente heimgeschickt hatten. Gut, daß es ihm im deutschen Dienst geschehen war; bei den Engländern, bei denen er vorher gedient hatte, wäre er nicht so gut ausgestattet! Oho!

Schön konnte Godegast erzählen von furchtbaren Stürmen zwischen Karolinen und Marianen, von Erdbeben, Perlenfischern und Reisfeldern, von Kokosinseln und ihren Königinnen — hier stoppte der Nachbar meistens den Faden ab; er war meines Vaters Freund und haftete für alles, was wir hörten. Aber die Geschichte, wie Bootsmann Godegast beinahe zu unerhörtem Reichtum gekommen wäre, habe ich noch heute genau im Sinn. Längst vordem wir die Abenteuer der Ferne schwarz auf weiß zu lesen vermochten, kannten wir Kinder schon die Inseln Guinea und Halmahera und wußten vom Untergang der Goldsucher durch den verräterischen Malayen — ja, jetzt muß ich doch einen meiner Brüder fragen, wie er hieß. Nennen wir ihn vorläufig König Aya. Dieser Aya war nämlich erst ein guter Kerl und dann ein Verräter oder Lügner, so sagte Godegast. Und wenn der Kapitän sich einmischte und meinte, der arme Aya hätte nur Furcht vor seinen Götzen gehabt, bestritten wir's alle zusammen so heftig, als ginge es darum, König Aya für seine Verräterei noch heute fest in der Hölle zu halten; keine Gnade sollte er finden!

Da war nämlich der gute holländische Reeder Vandersluys — Vundeslüüs hieß er bei Godegast —, der dem König Aya helfen wollte. Davon waren Godegast und wir fest überzeugt. Außerdem war er furchtbar reich, wie alle Holländer es damals waren, und hatte König Aya, als ihn ein böser Gegenkönig vertrieben hatte, auf Borneo drei Jahre lang ernährt und gekleidet. Jawohl, für nichts und wieder nichts, nur aus gutem Herzen ernährt und gekleidet! Natürlich nahm Vandersluys schließlich auch ein Gegengeschenk an. König Aya wußte von Gold — von einer Menge Gold oben in seiner Heimat Halmahera, die unter den Molukken liegt. Ganz hoch im Lande von Gebe, das einst Ayas Reich gewesen war, ruhte Schatz bei Schatz. Auf Drittelung sollte man ausziehen; was an Gold gefunden wurde, sollte zu einem Teil an Aya gehen, zum anderen Teil an den Reeder, der den kleinen Schoner ausgerüstet hatte, und zu einem Drittel an die tapfere Mannschaft. Dafür hatten die Leute zu fechten und ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Denn ein Berg läßt sich sein Gold nicht so leicht entreißen. Da seien böse Zauberer, warnte Aya oftmals. Aber der Reeder lachte ihn aus.

Ich weiß nicht mehr, wie lange die Männer nach Halmahera fuhren, aber auf einem schmucken Schoner war es, sagte Godegast, er lief wie der Teufel. Der Bootsmann sagte immer: „Er lief wie der Teufel." Seit damals sah ich den Bösen meist auf der Flucht; es hat mir viel geholfen im Leben. Wie viele Leute



sie an Bord hatten? Sieben gute Leute: Kapitän, Steuermann, Bootsmann und vier Malayen. Dazu den Schatzsucher Vandersluys und König Aya. Aber König Aya war schweigsam und wurde immer verschlossener. Mitunter stritt er sich mit dem armen Holländer.

Sie kamen gut zur Insel Halmahera. Zwei Nächte lang fuhren sie unter den Vulkanen der Küste entlang, und König Aya weinte, weil es seine Heimat war. Dann landeten sie frühmorgens in einer kleinen Kokosbucht und ließen den Kapitän und zwei Malayen auf dem Schiff zurück. Die anderen, unter Vandersluys, Steuermann und Bootsmann Godegast, bewaffneten sich bis an die Zähne gegen alles, was immer ihnen in den Weg treten könnte, und begannen den Aufstieg ins Gebirge. Und König Aya, der am ersten Tag wieder mutig und fröhlich war, führte sie. Er sprach in gebrochenem Holländisch mit jedermann und auch mit dem Bootsmann. Einen hohen Rang versprach er unserm Godegast, wenn er sein Königreich erst wiedergewonnen hätte. Minister sollte er werden. Aber unser Freund sagte, er hätte das Geld lieber in Hamburg verzehrt. Solche Worte enttäuschten uns Kinder, wir trösteten uns aber, daß er König Aya gegenüber wohl anders geredet hatte.

Am zweiten Abend, als die Schatzsucher schon so hoch im Gebirge wanderten, daß das Meer nur wie ein kleiner blauer Lappen unter ihnen lag, wurde das Unternehmen sehr abenteuerlich. Eine Schar malayischer Krieger stieß zu den Männern; das war ein Zeichen, daß König Aya in allem die Wahrheit gesagt hatte. Vandersluys gab Schnaps aus, trank selbst viel davon und war sehr vergnügt. Er war so gerührt, erzählte Godegast, daß er seinem Bootsmann gegen Mitternacht die Taschenuhr mit Kette schenkte; aber am Morgen nahm er sie ihm wieder ab, weil er sie selbst brauche, so sagte er.

In jener Nacht lagerten sie im Dorn, und König Aya besprach sich unaufhörlich mit seinen Malayen — mit seinen Getreuen, wie es hieß. Nach einigen Stunden aber fing der Busch an zu brennen, das war ein böses Zeichen und brachte Streit. König Aya sagte nämlich, die Geister des goldenen Hortes hätten es getan. Vandersluys aber schrie, der König mache Ausreden, und man hätte jetzt so viel in die Expedition gesteckt, Aya solle endlich sein vergrabenes Gold vorweisen. Der Schatz sei vielleicht gar nicht mehr vergraben, erklärte der Malaye, ihm hätte geträumt, daß viele Priester ihn bewachten und Geister ausgeschickt hätten, ihn durch ein Feuer zu warnen.

Am Tag darauf war der braune König Aya sehr blaß — es sah aus, so erklärte Godegast uns, als hätte er graue Haare unter der Haut. Aber er ging tapfer mit. Er war ja auch ein König und wollte seine Schätze und dann sein Reich wiedergewinnen. Aber die malayischen Krieger waren an Zahl geschrumpft. Wie das gekommen, war nicht ganz klar. Aber Vandersluys sagte tröstend, da brauche man keine Angst zu haben, daß zu viele beim Teilen wären.

Recht mühevoll war dieser dritte Tag. Bergauf und bergab ging es, und wenn man hoffte, das hohe Land Gebe wäre endlich in Sicht, mußte man wieder zu Tal steigen. „Die Knie schlackerten uns",

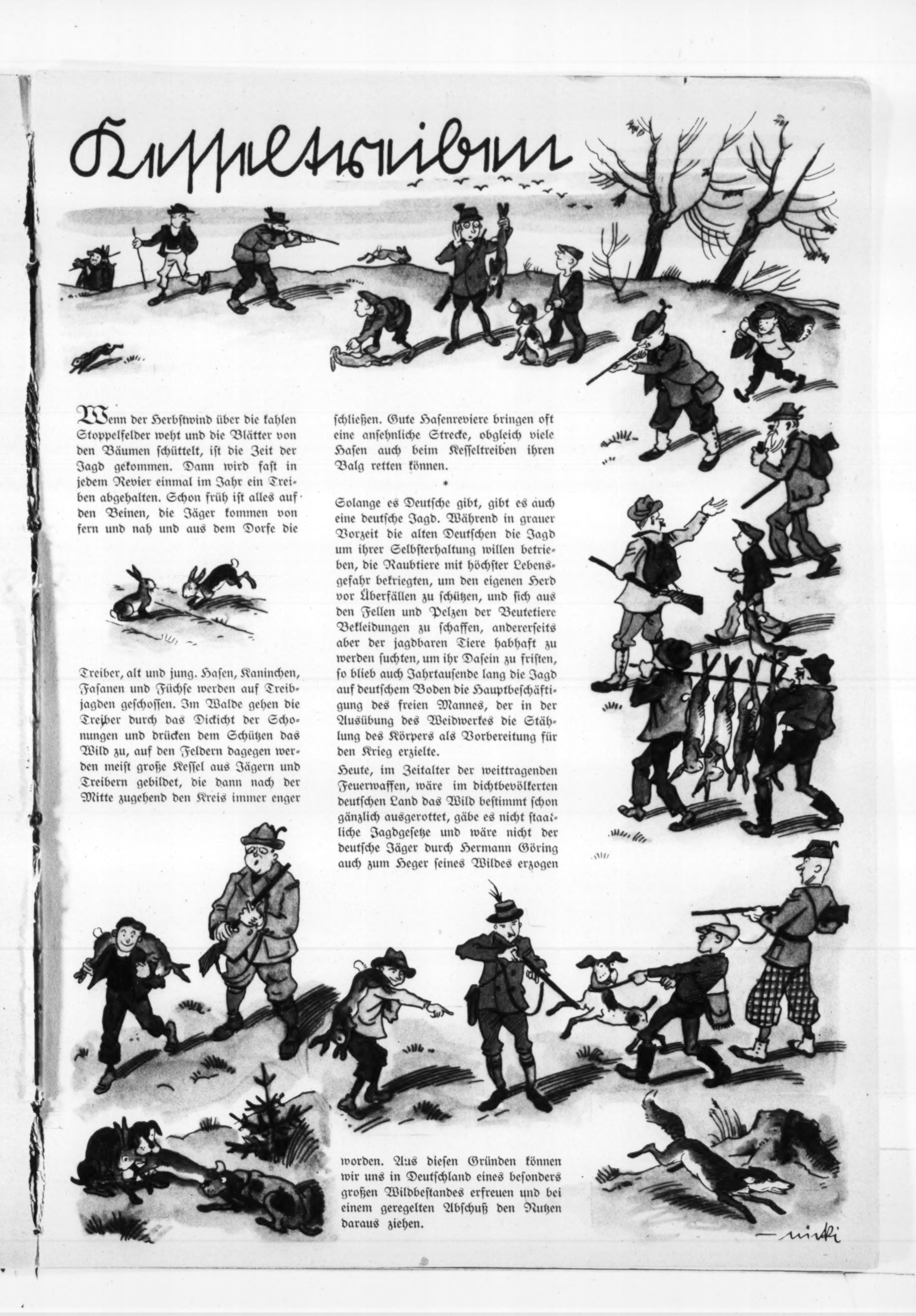


Vandersluys ließ den König nicht mehr aus den Augen

erzählte Godegast; ich habe das Wort deutlich behalten.
Als die Reisenden nun am dritten Abend ein Lager aufschlugen und abkochen wollten, konnten sie kein Wasser finden, obwohl sie den ganzen Tag an Wasser vorbeigekommen waren. Und als sie den Reis auspackten, um ihn mit Zuckerrohr zu kochen, war der Wurm hineingeraten. Da verlor König Aya allen Mut und bat die weißen Herren umzukehren; die Götter hätten ihn verlassen, und es sei kein Segen auf seinem Weg. Gut war's, daß Vandersluys ein Mann von Entschlossenheit war. Er ließ den König nicht mehr aus den Augen und hielt sein Schießzeug blank. Oho, war man dazu seit Jahr und Tag einem Schatz auf der Spur, um ein paar Stunden vor dem Ziel wegen eines Verräters umzukehren?
Was in jener Nacht des weiteren geschehen ist, weiß Godegast nun nicht genau. Die Kriegsleute und die beiden malayischen Matrosen waren am andern Morgen nicht mehr aufzufinden, Vandersluys hatte Sorge, und auch König Aya betete, soviel er vermochte. Er konnte dabei nur eine Hand brauchen, die andere hatte der weiße Steuermann im Strick. Um dem armen Kerl Mut zu machen, so sagte er.
Godegast sprach nicht ohne Wehmut vom Ende, und das ist erklärlich, denn er hatte den armen Vandersluys gern gehabt. — Hätte er nur die Uhr behalten dürfen, klagte er oft; Vandersluys hat sie ja doch nicht mehr gebraucht.
Am andern Morgen wurde das Gelände nämlich noch schlimmer als an den drei ersten Tagen, obwohl man doch todmüde war und immer noch nichts zu trinken hatte. Das Ärgste war, daß man bald eine große Hängebrücke überklettern mußte, unter der schäumte in unendlicher Tiefe ein Wildbach, ohne daß man hätte daran denken dürfen, Wasser zu holen; man war jetzt nahe der Schatzstätte und mußte beisammen bleiben.
Weil Vandersluys aber dem Malayen nicht traute, war der Übergang schwierig, man verlor viel Zeit mit Nachdenken. Endlich mußte Bootsmann Godegast als erster über die Hängebrücke — ein rechtes Schifferwerk, in den Seilen zu hängen! Nach ihm kam König Aya, den Godegast in Empfang nehmen und behüten mußte, bis der Steuermann ihn wieder am Strick hielt. Dann wagte es auch der Reeder.
Godegast aber mußte die Schlucht noch einmal überqueren, um das Gepäck zu holen; Vandersluys war ein anfälliger dicker Mann und durfte nichts schleppen. Es knarrte und riß schon in der Brücke, als Godegast zurückkletterte; sie war wohl für leichte Malayen und nicht für die langen Kerle aus dem Land der Weißen gebaut.
Während er nun das Gepäck zusammensuchte, sagte der Bootsmann, wäre drüben jenseits der Schlucht das Unglück über die Leute gekommen. Was sich eigentlich abgespielt hat, wird wohl immer Geheimnis bleiben. Vielleicht hat König Aya, der Verräter, die beiden Weißen einschüchtern wollen. Vielleicht aber haben sich ihm oder den andern wirklich Gesichte gezeigt; es war nicht mehr weit bis zum alten Königshaus, wo Ayas Gold versteckt war. Wie dem auch sei, auf einmal, so erzählte uns Godegast, begann bei den Leuten jenseits der Schlucht ein furchtbarer Lärm. König Aya schrie, als würde ihm das Herz aus dem Leibe gerissen. Dann sah man ihn über die Brücke zurückklettern — sie bog sich leicht, denn er war ja nur ein kleiner Malaye. Hinter ihm her eilte mit hocherhobenen Armen der dicke Vandersluys und — sollte man solche Angst für möglich halten — auch der Steuermann raste mit großen Sprüngen auf die Brücke zu und kletterte wie ein Affe durch die Lianenseile. Und die beiden Weißen schrien wie Besessene um Hilfe, obgleich doch drüben am jenseitigen Ufer kein Gesicht zu bemerken war.
Nun, drei Mann hielt die Brücke nicht. Es gab auf einmal ein Knirschen — dann sah man wie Schatten die Menschen kopfüber in die Tiefe stürzen.
Und alles war wieder still.
Bootsmann Godegast hat sich zum Schiff zurückgefunden. Er ist arm wie zuvor geblieben und ging erst zu den Engländern, dann zu den Deutschen in Dienst, denn er war ja aus Hamburg. Aber die Geschichte von König Aya und dem unseligen holländischen Schatzsucher auf Halmahera wollte ihm nicht aus dem Sinn. Immer wieder hatte er sie uns erzählt. Man sollte fremdes Gold ruhen lassen, belehrte ihn unser Gastgeber, wenn der Alte seine Erzählung schloß, und mit ehrlicher Hand käme man weiter als mit braunen Königen.
Godegast gab ihm recht. Wenn er wenigstens die Uhr behalten hätte, seufzte er, die hätte der Holländer ihm lassen sollen. Was hatte er davon?



Drei Mann aber hielt die Brücke nicht . . .



Kesseltreiben

Wenn der Herbstwind über die kahlen Stoppelfelder weht und die Blätter von den Bäumen schüttelt, ist die Zeit der Jagd gekommen. Dann wird fast in jedem Revier einmal im Jahr ein Treiben abgehalten. Schon früh ist alles auf den Beinen, die Jäger kommen von fern und nah und aus dem Dorfe die Treiber, alt und jung. Hasen, Kaninchen, Fasanen und Füchse werden auf Treibjagden geschossen. Im Walde gehen die Treiber durch das Dickicht der Schonungen und drücken dem Schützen das Wild zu, auf den Feldern dagegen werden meist große Kessel aus Jägern und Treibern gebildet, die dann nach der Mitte zugehend den Kreis immer enger schließen. Gute Hasenreviere bringen oft eine ansehnliche Strecke, obgleich viele Hasen auch beim Kesseltreiben ihren Balg retten können.

*

Solange es Deutsche gibt, gibt es auch eine deutsche Jagd. Während in grauer Vorzeit die alten Deutschen die Jagd um ihrer Selbsterhaltung willen betrieben, die Raubtiere mit höchster Lebensgefahr bekriegten, um den eigenen Herd vor Überfällen zu schützen, und sich aus den Fellen und Pelzen der Beutetiere Bekleidungen zu schaffen, andererseits aber der jagdbaren Tiere habhaft zu werden suchten, um ihr Dasein zu fristen, so blieb auch Jahrtausende lang die Jagd auf deutschem Boden die Hauptbeschäftigung des freien Mannes, der in der Ausübung des Weidwerkes die Stählung des Körpers als Vorbereitung für den Krieg erzielte.

Heute, im Zeitalter der weittragenden Feuerwaffen, wäre im dichtbevölkerten deutschen Land das Wild bestimmt schon gänzlich ausgerottet, gäbe es nicht staatliche Jagdgesetze und wäre nicht der deutsche Jäger durch Hermann Göring auch zum Heger seines Wildes erzogen worden. Aus diesen Gründen können wir uns in Deutschland eines besonders großen Wildbestandes erfreuen und bei einem geregelten Abschuß den Nutzen daraus ziehen.



Von der Armbrust zum LMG.

ENTWICKLUNG DER HANDFEUERWAFFEN

Pfeil und Bogen sind noch heute die spielerischen Waffen aller Jungens, und voller Bewunderung betrachtet man die vergifteten Geschosse, die vielleicht Onkel oder Großvater aus fernen Erdteilen mitbrachten, und man läßt sich berichten, wie der Wilde den Bogen spannte und mit unheimlicher Sicherheit das dahineilende Wild zu treffen verstand. Von dieser Waffe ist es nicht mehr weit zur Armbrust, die die früheste mechanische Fernwaffe in der Hand ist und die im späten Mittelalter den Bogen abzulösen begann, da sie diesem eine größere Reichweite und Treffsicherheit voraus hatte. Der Pfeil wurde hierbei zum Armbrustbolzen, einem kurzen und kräftigen Geschoß, das, von der Kraft der Sehne geschleudert, weit durch die Luft flog und von einer keineswegs zu unterschätzenden Wirkung war. Das Spannen der Armbrust erforderte einen erheblich größeren Kraftaufwand als der Bogen, so daß die Kraft der Arme nicht mehr ausreichte. Zunächst behalf sich der Schütze so, daß er seine Waffe auf den Boden stemmte, dann hängte er sie später in einen Gürtelhaken ein, und ein findiger Kopf erfand schließlich die Winde, mittels derer die Sehne zurückgekurbelt werden konnte.

Im 14. Jahrhundert trat die Feuerwaffe als Konkurrentin neben die Armbrust, die aber ihren Platz als gefürchtete und wirksame Waffe noch bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts behaupten konnte. Die ersten Handfeuerwaffen waren aber auch ungefüge und zudem für den Schützen äußerst gefährliche Instrumente! Auf ein Bollwerk oder auf einen mitgeführten Bock mußte das „Feuerrohr" gelegt werden, um den Rückstoß aufzufangen, der sonst unweiger-

Arkebusier (30jähr. Krieg)

Links: Pulverhorn

Landsknecht mit Steinschloßgewehr

Luntenschloßgewehr (30jähr. Krieg)

Radschloßpistole 16. Jahrhundert

Pulverflasche

Musketier 17. Jahrhundert

Radschloßbüchse (17. Jahrhundert)

Preußisches Infanteriegewehr 18. Jahrhundert

Batterieschloßgewehr 18. Jahrhundert



Schnappschloßgewehr um 1800

Batterieschloßbüchse 18. Jahrhundert

lich den Schützen umgeworfen hätte. Durch eine Lunte oder ein glühendes Eisen wurde das auf das Zündloch gestreute Pulver, das „Zündkraut“, abgebrannt, und manchmal mußten sogar zwei Mann eine solche „Handfeuerwaffe“ bedienen, da ein Schütze nicht gleichzeitig zielen und abfeuern konnte.

Wollte man die Treffsicherheit und Schnelligkeit der Feuerwaffen steigern, so mußte zunächst einmal die Schießvorrichtung verbessert werden. Dies geschah durch die mechanische Ersetzung der Lunte durch das „Gewehrschloß“. Im einfachsten Falle wurde durch einen Hebel ein drehbarer „Hahn“ in Bewegung gesetzt, in den die glimmende Lunte eingeklemmt war. Diese wurde auf die mit „Zündkraut“ bestreute „Pfanne“ am Zündloch niedergeklappt und so der Schuß ausgelöst.

Diese primitivste Form des Gewehrschlosses erfuhr zahlreiche Verbesserungen und Verfeinerungen, die über das Radschloß

Karabiner und Reiterpistole
18. Jahrhundert

Säbel mit Schußwaffe
17. Jahrhundert

Pistole — Revolver
18. Jahrhundert

Zündnadelgewehr System Dreyse 18. Jahrhundert

— das übrigens eine deutsche Erfindung ist —, Steinschloß, Batterieschloß und Schnappschloß schließlich zum Zündnadelgewehr des Krieges 1870/71 führte. Diese Waffe war damals das zuverlässigste und modernste Gerät, über das unsere Feinde noch nicht verfügten und dessen Treffsicherheit ihnen zum Verhängnis wurde.

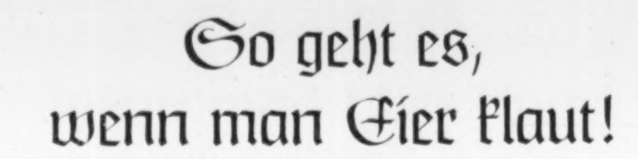
Das Infanteriegewehr 98 ist noch heute ebenso zuverlässig die „Braut des Soldaten“ wie im Weltkrieg; es ist eine Waffe, die sich über Jahrzehnte bewährt hat und lediglich durch das Hand-Maschinen-Gewehr, das LMG. 08/15 und das LMG. 34, in der Schnelligkeit der Feuerwirkung übertroffen wird.

Unsere modernen Handfeuerwaffen unterscheiden sich himmelweit von jenen ersten Anfängen, die wir in der Armbrust und im Feuerrohr kennenlernten. Gleichbleibend aber ist zu allen Zeiten der Geist des Mannes geblieben, der die Waffe führte, von seiner Besonnenheit und Tapferkeit hängt der Erfolg seiner Waffe heute genau so ab wie vor vielen Jahrhunderten.

W. Joachim Freyburg

Infanteriegewehr 98

Links: LMG. 34
Rechts: LMG. 08/15
Darüber: Pistole mit Holzschafttasche



So geht es, wenn man Eier klaut!



Hans-Jürgen, der am Brunnen spielt,
Sieht, wie'n Franzose Eier stiehlt.
Der droht ihm dabei noch und noch.
Hans-Jürgen denkt: Ich krieg dich doch!

Der Franzmann steckt den Ei-Bestand
Sich trotzdem unter'n Mützenrand.
Dann schiebt er los, vergnügt und still,
Dorthin, wo er sie essen will.





Hans-Jürgen folgt ihm — wie fatal!
Er sieht, der geht ins Wachtlokal.
Er reißt die Türe auf zum Haus
Und kommandiert laut: „Wache raus!“

Erschreckt folgt dieser jener Pflicht.
Die Soße fließt ihm ins Gesicht.
Hans-Jürgen aber jubelt laut . . .
So geht es, wenn man Eier klaut! jhw.

Ewiges Vorbild – NATUR!

Von Tieren, die „geländegängig" wurden

Dröhnende, bäumebrechende, grabendurchkletternde Panzerwagen, motorisierte Geschützzüge, daherflitzende Kradfahrer und – vergessen wir es nicht – patschende Soldatenstiefel im Schlamm der Waldwege – das ist das Bild und unser Begriff von „geländegängig". Es ist ein Kennzeichen letzten Fortschrittes in unserer Wehrmacht, es ist unser Stolz. Früher war das undenkbar: das Pferd galt als stärkste Kraftquelle, das Rad als einzige Übertragung vom Wagen zur Erde. Darum war eine Armee früher weggebunden. Heute ist sie es längst nicht mehr; sie ist geländegängig geworden. – Um so mehr sind wir verwundert, wenn nun jemand kommt und behauptet, diese letzte Errungenschaft der Technik, die Geländegängigkeit, wäre in der Tierwelt seit Jahrmillionen bekannt... Ja, zum Kuckuck, steckt denn ein Motor in solchem Elefanten und sind Raupen wirklich mit Raupenketten ausgerüstet, ohne daß man es weiß? – Nein, das natürlich nicht, und trotzdem, es stimmt, jedes Tier ist geländegängig.

Denn Wege, gepflasterte Straßen, Steige und Plätze gibt es ja in der Natur nicht. Natur ist „Gelände" in wahrster Bedeutung. Und da alle Tiere in dieser Natur leben und sich fröhlich bewegen, so müssen sie ja wohl diesem Gelände angepaßt, also geländegängig sein. Freilich sind sie es in verschiedenem Maße und anders als unsere Panzerwagen, aber gerade darum würde man doch gerne wissen, wie die Natur es macht. Vielleicht kann man von ihr lernen. Sie hat schließlich längere Erfahrungen...

Ein gewaltiger Unterschied ist sogleich festzustellen zwischen menschlicher Verkehrstechnik und natürlicher Fortbewegung: in der Natur gibt es keine rollende Bewegung, es gibt kein Rad und damit auch keinen Wagen, kein Räderwerk, kein Getriebe, kein Schwungrad, keinen Motor.

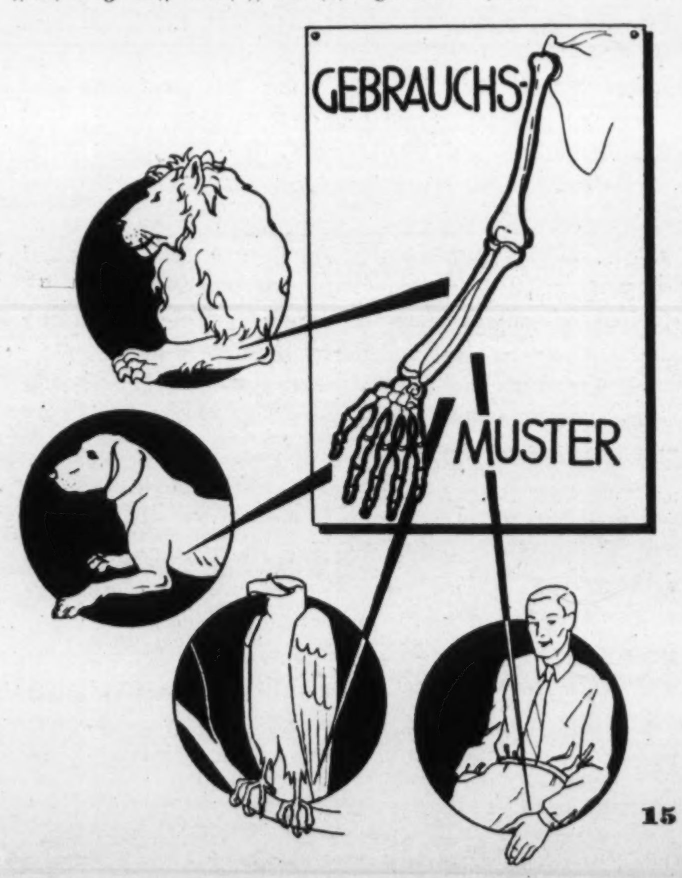
Aber dennoch gibt es unzählige Bewegungsformen in der Natur, so groß, daß wir nur die große Linie verfolgen können.

Wer leben will, muß sich bewegen,

mindestens ein paar Fangfäden, wenn der übrige Körper schon festsitzt. Und alle anderen Tiere sind oft raffiniert auf die Bewegung in ihrem Lebensraum eingerichtet. Aber wir wollen hier mal die Untersuchung beginnen...

Es gibt zunächst die gleichmäßige Bewegung. Da haben wir eine Ähnlichkeit zum gleichmäßig vorankriechenden Panzerwagen. Als Vertreter sehen wir die Schnecke, die auf einer Schleimbahn daherschwimmt. Wir sehen die Schlange mit tausend Schuppen sich in den Boden stemmen und dadurch „gleitend" vorankommen. Wir kennen den Tausendfuß, der zwar höchstens 100 Beinpaare hat, der auf diesen Beinen vorwärtsrollt. Wir kennen die Raupe, die der Raupenkette in der Technik den Namen gab. Diese gleitende Bewegung ist nicht schnell, überwindet aber alle Hindernisse ohne Ruck und Stoß, ohne Hemmung und unauffällig für feindliche Tiere.

Die meisten Tiere bewegen sich aber schrittweise. Auf Hebelwerken gehen und laufen sie einher, setzen ihre Beine so, daß immer Schritte entstehen, gleichviel, ob es sich um zwei, vier, sechs oder acht Beine handelt. Eine Abänderung dieser Bewegung ist der Lauf, der Sprung und das Klettern. Wir kennen diese Bewegung ja von uns selber, und wir wissen ja auch, daß unsere „Gebrüder Beine" großartig geländegängig sind. Wie hätte sich sonst der Mensch über die ganze Erde ausbreiten können. Wie könnte er jetzt im Kriege jene Taten leisten, die nun mal an das „Sprung auf, marsch, marsch" gebunden sind?





Aus einem Typ entstehen 1000 Formen

Das geländebezwingende Soldatenbein, das den ganzen Menschen trägt, aber mit dem Stiefel durch Dreck und Speck watet, Berge stürmt und Kilometer frißt — das ist ein Wunderwerk der Natur, ein genialer Einfall unserer großen Mutter, der ihr so gut gefallen hat, daß sie es tausendfach und in tausend Abwandlungen immer wieder verleiht, in der ganzen Heerschar der Wirbeltiere. Es ist genau das gleiche, wie es der Mensch mit der Erfindung des Rades gemacht hat. Die Karre auf dem Hofe, der Ackerwagen, die Lokomotive, das Fahrrad, das Auto und der Panzerwagen auf Raupenketten — immer liegt der gleiche Typ des Bewegungsmittels zugrunde. Und nun laßt euch sagen, daß sowohl die Soldatenbeine, als auch die plumpen Glieder eines Krokodils, die Sprungbeine des Frosches und die Kletterfüße eines Mauergeckos, daß die Tatzen des Löwen und die Pfoten des Hundes, daß die Hufe des Pferdes und die Beinsäulen des Elefanten — daß sie alle auf den gleichen Knochenbau zurückgehen, auf die „fünffingrige Extremität", wie es die Wissenschaftler nennen. Dies ist die Grundform: ein Knochen am Anfang, kugelig am Körper eingelenkt, daran ein zweiter und über mehrere Verbindungsknochen die fünf Strahlen der Finger oder Zehen. So sind Fuß und Hand beim Menschen geformt, ebenso beim Frosch, beim Löwen, beim Maulwurf und beim Eichhörnchen. Aber bei jedem dieser Tiere, und ebenso bei allen andern Wirbeltieren, ist der Grundplan zugunsten einer Spezialbewegung ein wenig geändert. Der Mensch geht aufrecht, und darum sind die Beinknochen steil übereinandergestellt und ruhen auf der platten, federnden Fläche des Fußes. Beim Känguruh aber bleiben die Knochen stark gewinkelt, weil das Tier durch Streckung dieser Winkel springen soll. Dasselbe ist beim Hasen der Fall, ebenso bei der Springmaus. Beim Maulwurf aber sind die Knochen ganz eng und kurz aneinandergedrückt, so daß eine kurze Schaufel entsteht, mit der das Tier seinen Lebensraum durchwühlt. Beim Lauftier, Pferd, Esel, Zebra, aber sind die Beinknochen langgestreckt, und — weil die Streckung noch nicht genügend schien — außerdem wurde noch der Mittelfuß aufgerichtet, seine Knochen wurden in einem zusammengefaßt, und auch die Zehen richteten sich auf und ließen nur eine starke Mittelzehe übrig, deren Kralle sich mächtig vergrößerte und verstärkte, bis ein Huf daraus wurde. Darum ist ein Pferdebein so anders als das Bein des Menschen. Beim Löwen und den anderen Katzen aber sind die Füße noch zu Fangwerkzeugen geworden, deren Krallen wahre Dolche bilden. Beim Eichhorn wurden Kletterorgane daraus, beim Vogel aber wurden die Vorderfüße sogar zu Flugorganen und taten damit den weitesten Schritt zur Beherrschung des Geländes, den Ausweg in die leichte Luft. — Allem zugrunde aber liegt derselbe Typ, die Knochenkette: Oberschenkel, Unterschenkel, Mittelfuß und Zehen.

„Stromlinie" — auch eine alte Erfindung der Natur!

Nachdem euch an den wenigen Beispielen wohl doch klargeworden ist, daß die Natur ihre Kinder auf tausend Arten geländegängig gemacht hat, werdet ihr nicht gleich protestieren, wenn ich sage, daß auch die Stromlinie, dieses Glanzstück der jüngsten Entwicklung im Auto- und Flugzeugbau, von der allweisen Natur schon lange erfunden und millionenfach angewandt worden ist. Ist eine Forelle etwa nicht „strömungsgerecht" geformt, gleicht der Körper einer Möwe nicht haargenau dem unserer herrlichen Flugmodelle? — Aber das wollen wir später mal ganz genau besprechen. — Hier will ich von jenen Formen sprechen, die mehr in das Gebiet der Geländebewegung hineingehören, nämlich von der Stromlinie in der Erde, im Grase, im Sumpf und im Walde.

Ihr staunt — Stromlinie unter der Erde? Jawohl! Oder meint ihr, eine Katze, ein Affe oder ein Schwein könnten



sich jemals durch die Erde wühlen, ohne sich buchstäblich alle „Verzierungen" abzubrechen. Selbst wenn sie Grabfüße hätten, würden sie mit ihren langen Körperteilen bald in ihrem Gange feststecken. Ihr seht ja an unsern Hunden, wie die richtige „Stromlinie" unter der Erde aussieht: am Dackel, der mit seinem walzigen Körper, den kurzen kräftigen Beinen, dem kurzen Hals und spitzen Kopf ganz anders gebaut ist als seine Rassengenossen, die mehr eine „Stromlinie" für Kraut und Gras aufweisen: die langen Beine, den hohen Rücken und den langen Hals mit dem beweglichen Kopf, dessen Augen und Ohren hochstehen, so daß sie Bilder und Geräusche von weither wahrnehmen können. Es gibt also durchaus auch eine Stromlinie für Gras, und wenn wir von unserem kurzgeschorenen

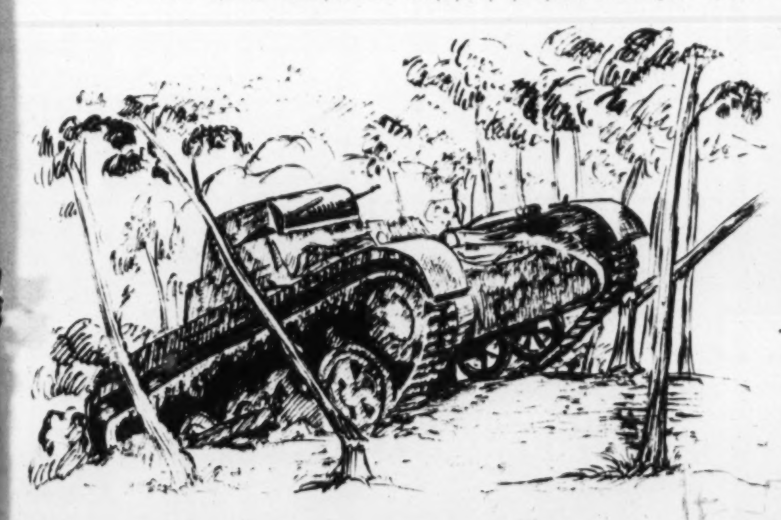
Stadtparkrasen absehen und uns mehr das hohe Gras und Schilf tropischer Steppen und Prärien vor Augen führen, dann werden wir schon einsehen, daß nicht jedes Tier hier gleich gut leben kann. Denn wir finden bei Steppentieren immer den gleich „praktischen" Bautyp: den schlanken Leib, der das Gras leicht zerteilt, die elastischen hohen Beine, den langen Hals und den hocherhobenen Kopf. Denkt nur mal an Pferde, Antilopen, Renntiere, Büffel, und vor allem an die Giraffen!

Eine seltsame „Mischbevölkerung", bei der unsere Typenkunde gar nicht zu stimmen scheint, weist die Tierwelt der Sümpfe auf. Bei uns hausen Kranich und Reiher, Frosch und Schildkröte, typische Sumpftiere, und doch, wie verschieden! Auch wenn wir an Krokodile, Flußpferde, Tapire und Reiher, an Störche und Enten, an Schlangen und Fischottern denken — überall finden wir diese Verschiedenheit im Bau. Woran das liegt? Nun, ihr könntet es eigentlich selber ergründen: es liegt daran, daß Sumpf kein einheitliches Gelände ist, sondern entweder zum Wasser hinleitet oder zum Grasland, und je nachdem sind die Tiere eingerichtet.

Die „Panzerwagen" im Urwald

„Gelände", dazu gehört schließlich auch der Wald, der ja nach dem Liede „vieler Tierlein Aufenthalt" ist. Auch die Tierwelt des Waldes scheint uns beim Überblick recht mannigfach. Da sind die Riesen des Waldes, die Elefanten, Büffel und Hirsche, da sind aber auch Mäuse und Schlangen, winzige Bürschchen. Durchs Unterholz bricht sich das Flußpferd, aber auch zierliche Gazellen leben in den Buschwäldern der Tropen, ebenso wie unsere Rehe, die doch auch „geländegängig" für dieses Leben sein müssen. Hier liegt tatsächlich ein Rätsel, aber die Wissenschaft hat es gelöst.

Es zeigt sich nämlich, daß alle diese Tiergruppen verschiedene Wege benutzen, um mit dem Wald und seinen Bäumen fertig zu werden. Die Forscher unterscheiden drei Gruppen von Waldtieren und nennen sie: Brecher, Ducker und Schlüpfer. Diese Namen sind gut gewählt. Die Brecher, das wären also die Tanks, die Panzerwagen des Waldes, die Riesen, die ohne Rücksicht auf widerstrebende Bäume und Büsche einfach querbeet durchbrechen. Dazu gehören natürlich die Elefanten, die Nashörner, Flußpferde, Tapire, Wildschweine. Und wenn wir uns ihren Körperbau ansehen, so fällt uns der Ver-



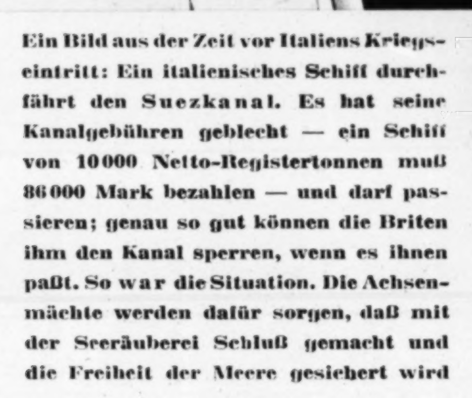


gleich mit unsern Tanks sofort auf. Da ist das schwere „Chassis", der Knochenbau aus gewaltigen Stücken. Da ist die breite Frontplatte, der Schädel, der einen Baum ebenso rammt, wie es unsere Panzer tun. Da ist der „Antrieb" von diversen PS., sowohl beim Elefanten auf seinen Säulenbeinen als auch bei unsern Panzern — jawohl, unser Vergleich stimmt.

Die andern Waldgeschöpfe teilen sich in zwei Gruppen. Unter die „Ducker" rechnet man die ganz Kleinen im Walde, jene, die „sich ducken" müssen, um den Zweigen und Büschen auszuweichen. Was geht es ein kleines Mäuschen an, daß droben gewaltige Eichen ihre Stämme recken und Äste sich quer und kreuz durch die Luft ranken? Am Boden findet es seinen Weg, und am Boden liegen die Früchte, leben die Würmer und Tiere, die seine Nahrung bilden. Also — duckt es sich und lebt heiter, das Mäuschen. Ebenso tut es das Wiesel, ebenso der Fuchs, ebenso das Stachelschwein, die Kleinbären, ebenso die Katzen des Waldes. — Aber dann bleibt noch die Gruppe der schlüpfenden Tiere im Walde. Dazu gehören jene schlanken, beweglichen, schnellfüßigen und sinnenscharfen Tiere, die, in Art und Größe unserm Reh und Hirsch, den Bäumen ausweichen und zwischen den Hindernissen hindurchschnellen. Dazu gehören die Antilopen, die Ziegen und Schafarten im Walde, ferner die Verwandten des Hundes, soweit sie im Walde leben. Wenn ihr euch diese Formen vorstellt, so seht ihr den gleichen Bautyp, dieselbe Anpassung an die Bewegungsweise im waldigen „Gelände". Ihr könnt, wenn ihr Lust dazu habt, nun einen wüsten Streit beginnen, ob wohl die Geländekonstruktionen der Natur besser sind als die Leistungen des Menschen. Man kann sich schon darüber streiten. Aber ihr müßt dabei immer bedenken, daß trotz aller Ähnlichkeit doch jener große Unterschied zwischen beiden Gebieten besteht: der Mensch schuf das Rad als Grundlage der Geländebeherrschung. Die Natur muß sich mit Hebelwerken begnügen. — Wenn nun aber einer allzu stolz auf die Menschentechnik werden sollte, dann soll er mir mal zeigen, wie ein Tank eines Tages niedliche kleine Panzerwägelchen zur Welt bringt. Der Mensch kann das nicht, ein Elefant macht es alle Jahre. Also . . . ?

Johannes Kraft

UNTER ITALIE



Ein Bild aus der Zeit vor Italiens Kriegseintritt: Ein italienisches Schiff durchfährt den Suezkanal. Es hat seine Kanalgebühren geblecht — ein Schiff von 10000 Netto-Registertonnen muß 86000 Mark bezahlen — und darf passieren; genau so gut können die Briten ihm den Kanal sperren, wenn es ihnen paßt. So war die Situation. Die Achsenmächte werden dafür sorgen, daß mit der Seeräuberei Schluß gemacht und die Freiheit der Meere gesichert wird

Hoch ragt der Felsen von Gibraltar in den Himmel, jener „Pfeil in Spaniens Fleisch", von dem aus britische Anmaßung die Schiffahrt der Welt nach Gefallen kontrollierte. Hier drehten die Briten den Schlüssel in dem Schloß herum, das die Mittelmeermacht Italien in ihrem eigenen Meer einkerkerte. Italienische Bomber und Spaniens Ansprüche werden diese Tyrannei beseitigen. Spanien wird nicht verzichten!

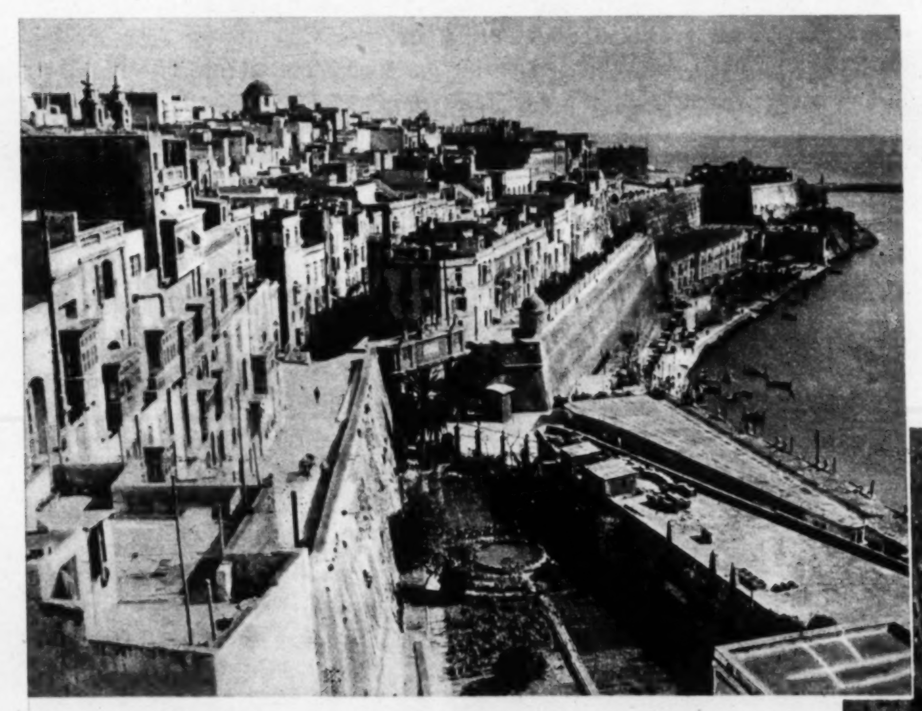


Bild links: La Valetta, die stark befestigte Hauptstadt der Insel Malta, einst ein das Mittelmeer beherrschender Stützpunkt, heute zu einem Schlupfwinkel der britischen Seepiraten herabgesunken, der den ständigen heftigen Angriffen der italienischen Luftwaffe ausgesetzt ist. Italien schlägt hart zu

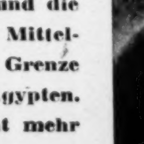


Bild rechts: Mersa Matruk! Deutlich sind die Einschläge und die Rauchwolken zu erkennen. Mersa Matruk, an der ägyptischen Mittelmeerküste gelegen, rund 200 Kilometer von der libyschen Grenze entfernt, ist die Verpflegungsbasis der englischen Armee in Ägypten. Bei den letzten Angriffen rührte die britische Flak sich nicht mehr

…ENS BOMBEN

KRIEGSSCHAUPLATZ ZWISCHEN ADEN UND GIBRALTAR

„England steht allein gegen zwei große militärische Mächte, von denen eine seine Heimatinsel und die andere das britische Imperium bedroht.“ So umriß die Belgrader Zeitung „Vreme“ die verschiedenen Aufgaben der beiden Achsenmächte, die dem gleichen Ziel dienen: der Zerschlagung der britischen Tyrannei.

Über weite Räume erstreckt sich der imperiale Kriegsschauplatz Italiens im Endkampf gegen England. Zwischen Gibraltar und Aden fliegen seine Kampfflugzeuge und seine Sturzkampfbomber, am Suezkanal, am Roten und im Mittelländischen Meer hageln seine Bomben auf die Stützpunkte des Empire. In Gibraltar und Malta, in Mersa Matruk, Alexandrien und Haifa, in Suez, Port Sudan, Berbera und Aden werden Zwingburgen getroffen, die die Knechtschaft des Mittelmeerraumes sichern sollten, damit nichts den Weg nach Indien und damit die unermeßlichen Einkünfte der Geldmänner in London gefährden sollte. Schon ist das ehedem britische Somaliland in italienischen Händen, schon steht der Weg ins Rote Meer unter der Kontrolle italienischer Bomber, und immer röchelnder geht der Atem durch die „Luftröhre des britischen Imperiums“, wie Engländer selbst den Suezkanal genannt haben. Der Kanal ist fast ohne Schiffe, die Lage der Gesellschaft ist katastrophal, und da sie von Plutokraten gelenkt wird, war die erste Maßnahme daraufhin selbstverständlich die Senkung ihrer Arbeiter- und Angestelltenlöhne. Die Dividende hingegen wurde nicht gesenkt, die letzte war sogar außerordentlich hoch.

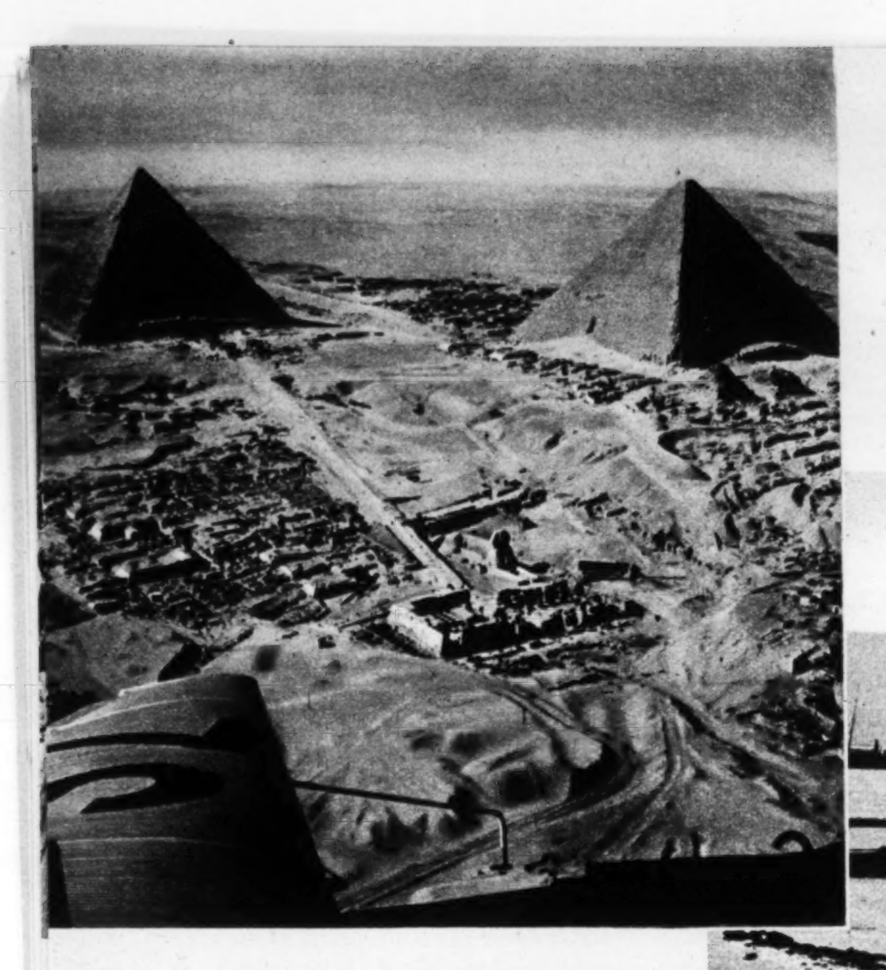
Gerade diese Haltung der „Reichen Dame von Port Said“ ist ein treffendes Beispiel dafür, mit welcher Brutalität die Plutokratie ihre Macht mißbraucht. Die Achse wird damit aufräumen. Ho.





Bild oben links: Italienische Zeichnung vom Hafen von Alexandrien, der wichtigen britischen Flottenbasis an Ägyptens Mittelmeerküste. Der Wert dieses Stützpunktes ist durch wiederholte italienische Bombardements ganz beträchtlich herabgesetzt worden (Aus „Illustrazione“)

Bild oben rechts: „Palast der reichen Dame“ wird das Verwaltungsgebäude der Suezkanalgesellschaft in Port Said genannt, und unter der reichen Dame ist diese Gesellschaft zu verstehen, die nach einer Statistik in je fünf Stunden um 1 Million reicher wurde. Suezkanalaktien brachten jährlich rund 50% Dividende ein, enorme Gelder flossen Jahr für Jahr in die Taschen der Londoner Plutokraten



Ein Blick vom Flugzeug auf die beiden größten Pyramiden von Gizeh, auf die Sphinx, ihren Tempel und die alte Königstraße von den Tempelruinen zur Pyramide rückt mit einem Schlage Ägyptens tausendjährige Geschichte ins Bewußtsein, die tragische Geschichte dieses Kulturlandes der Alten Welt, das heute unter Englands brutalem Zwang im Krieg auf der Seite seines Feindes stehen muß. Immer heftiger wird die antienglische Bewegung unter den Arabern Ägyptens wach.



Zum oberen Bild: Die Einfahrt zum Suezkanal bei **Suez**, wo Kanal und Rotes Meer sich vereinen. Zu lange schon fletscht hier auf steinernem Sockel (Vordergrund Mitte) der britische Löwe sein raubgieriges Gebiß, und die Worte „Den Völkern die Erde zu öffnen", die auf dem hohen Lesseps-Denkmal stehen, klingen wie Hohn. Aber schon schwankt der Löwe auf seinem Sockel, in seiner nächsten Nähe detonieren die Öltanklager, von Italiens vernichtenden Bomben getroffen.

Zum linken Bild: Der Mittelmeerhafen **Haifa** an Palästinas Küste ist einer der Gründe, warum die Briten im Verein mit den Juden die Araber Palästinas unterjochen. Hier endet die Ölleitung des Irak, hier fließt das Petroleum Mesopotamiens in die Tanks der britischen Kriegsschiffe. Die für das englische Mittelmeergeschwader lebenswichtigen Öldepots in Haifa sind durch die unablässigen italienischen Bombenangriffe schwer beschädigt, teilweise ganz zerstört.

Zum nebenstehenden Bild: Zug eines in britischen Diensten stehenden eingeborenen Kamelreiterkorps im **Sudan**, eines von der Sorte, die sich den Italienern im Somali-Feldzug ergaben. Auch im Sudan hat Italien schon Erfolge erzielt: mit der Eroberung von Cassala hat es sich in den Besitz eines beherrschenden und wichtigen Verkehrsknotenpunktes gesetzt.





Aden, der glutheiße Hafen und Stützpunkt Englands an Arabiens Südwestküste, das zusammen mit dem auf afrikanischem Boden liegenden Berbera den Südausgang des Roten Meeres bewachte. Aber eben nur **zusammen** mit Berbera, und das ist inzwischen in Italiens Händen. Die wiederholten Bombentreffer auf Aden beweisen, daß dieses „Gibraltar des Roten Meeres", das die Verbindung zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean beherrschte, weitgehend ausgeschaltet ist. Italien wacht darüber

Englische Verwaltungsgebäude in **Port Sudan**. Auch auf den bedeutenden britischen Umschlaghafen am Roten Meer regneten Italiens Bomben nieder, die Hafenanlagen wurden schwer getroffen; das ist für die Briten um so schlimmer, als Port Sudan den Endpunkt der einzigen Bahnverbindung zwischen dem Roten Meer und dem Westlichen Sudan darstellt

Es war das letzte Aufgebot

PK. Es war nach den schweren Kämpfen in Flandern gewesen. Auf der breiten Heerstraße zogen Tausende von französischen Gefangenen. Unabsehbar groß war die Kolonne, die Augen schmerzten allmählich von dem immer gleichbleibenden Anblick. Ich lag bei einem Pakgeschütz an der Straße. Jeden Augenblick rechneten wir damit, daß es weiter nach vorne ging.
Immer wieder gingen unsere Blicke an dem zerlumpten Haufen entlang, der sich nur mühsam, unter Aufbietung aller Kräfte vorwärtsbewegte. Wie das Feuer von Kranken leuchteten ihre Augen, mit Händen, die alten Männern zu gehören schienen, baten sie um einen Schluck Wasser. Manch einer torkelte zu Boden, war zu schwach, um wieder aufzustehen. Tagelang waren sie gehetzt worden, immer auf der Flucht vor uns. Jetzt waren sie am Ende ihrer Kräfte angelangt.
Einmal habe ich einen Franzosen nach dem Alter gefragt. Ich weiß nicht mehr, warum ich gerade diese Frage an ihn richtete. Vielleicht wollte ich damit das Eintönige unterbrechen. Ein altes Gesicht wendet sich mir zu. Tief in den Augenhöhlen flackert es wie Irrlichter. Die Haare kleben vor Schmutz, in den Barthaaren hängt Dreck. Schweißperlen haben tiefe Runen eingegraben. Das Gesicht ist eingefallen, die Kleider schlottern am ganzen Körper. Mit heiserer Stimme sagt mir der Mann: „Einundzwanzig Jahre!"
Der Zug wandert an mir vorüber, ein gespenstisches Bild, das zusammenzubrechen droht, wenn eine Stockung auftaucht. Meine Kameraden und ich selbst denken über die beiden Worte nach. Ist es möglich, daß dies Frankreichs Jugend, seine Zukunft ist! Ja, sie ist es, immer mehr kommen wir zu dieser Überzeugung. Die Blüte verwelkte auf den Schlachtfeldern in Flandern.
Zehn Tage später. Wir waren mit aller Macht über die Weygand-Linie vorgestoßen, hatten den Feind gejagt, daß ihm Hören und Sehen verging. Bald hatten wir es weg, daß alte gediente Soldaten vor uns lagen, die wohl tapfer kämpften, aber unseren Waffen nicht gewachsen waren.
In Nevers hatten wir für die Nacht Quartier bezogen. Dem Haus, in dem ich schlief, gegenüber war ein großes Gefangenen-Sammellager. Ich sah zu, wie ein kleiner Trupp dazu bestimmt wurde, Brot und Aufstrich an einer anderen Stelle in der Stadt zu fassen. Ganz deutlich sehe ich noch das Bild vor mir, wie diese Männer auf der Straße einherwankten. Auf dem Bürgersteig standen junge Burschen, sie lachten aus vollem Halse. Diese Männer, die schon zum zweiten Male draußen im Felde gestanden hatten, waren Zielscheibe von Spottrufen. Ein grenzenloser Jammer ist es, wie diese Jugend das Heiligste mit Füßen trat. Sie kannten nicht das Blutopfer der Millionen, die gerade für sie gefallen waren. Ihr Leben bewegte sich in schwelgenden Gelüsten, genau so, wie sie es von den Alten gesehen hatten.
Noch einmal sind zehn Tage vergangen. Ich bin nach Bordeaux gekommen. An der großen Ausfallstraße, in der Richtung nach Angouleme, stehen Kadetten. Vierzehnjährige Jungen, tadellos angezogen. Über den Schultern tragen sie Zeltbahnen und Decken. Gestern hatte man sie alarmiert, wollte sie unseren Truppen entgegenschicken. Sie wollten kämpfen gegen deutsche Soldaten. Das Schicksal war ihnen gütig, indem in der gleichen Nacht der Waffenstillstandsvertrag in Kraft trat. Als ich an ihnen vorübergehe, da schauen sie mich mit stolzen Blicken an. Trotz ihrer Jugend waren sie sich voll bewußt, daß sie das künftige Führerkorps des französischen Heeres stellen sollten.
Zweihundert dieser Jungen mögen es gewesen sein, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie die Auslese von Frankreich waren. Ich sehe aber die deutsche Jugend vor mir, Millionen gesunder Jungen, sehe die leuchtenden Augen, die strahlend in die Zukunft blicken. Wie armselig wirkt da diese Kolonne. Hier nur Wenige, die sich wie Verurteilte vorkommen, bei uns die gesamte deutsche Jugend, die in einer einzigen Front steht, deren Herzen höher schlagen im Glauben an unseren Führer.

Kriegsberichter Herbert Dörr

Spähtrupp gegen schwarzen Baumschützen

Seit 5 Minuten stehe ich beim Führer unserer Gefechtsvorposten. Wir haben uns beide in das dornige Gestrüpp des Waldrandes hineingepreßt. Vor uns liegt der sumpfige, schmale Wiesengrund, von dichten Hecken durchzogen, und kaum 200 Meter weiter steht schon wieder dieser Wald des Grauens und Schreckens. Hinter uns liegt er mit seiner weglosen Wildnis über viele Kilometer, und vor uns scheint er hinüberzuwachsen bis zu den Argonnen, hier und da eine hohe Baumkrone, stehengeblieben in den blutigen Jahren des Weltkrieges, und darunter undurchdringliches Stangenholz. Bis hierher haben deutsche Regimenter im Kampf mit schwarzen Baumschützen Meter nach Meter erkämpft, drüben an der Hecke sind die letzten gefallen, dort steht Helm und Gewehr über ihrem Grab.
Dann knacken hinter uns die Zweige. Die beiden kampfstarken Spähtrupps kommen heran. Ein Freund der Nachbarkompanie hat sie zu führen, ich habe ihn einzuweisen. Gestern war ich mit meinen Leuten in diesem verruchten Niemandsland, durch den Wald hindurch und hinauf auf die kahle Höhe. Meine Meldung liegt mit Skizze bei irgendeinem Stab. Jetzt wird noch einmal jede Minute, jeder Schritt wach, da ich dem Freund berichte. Ich sehe die schwarzen Bestien von den Bäumen springen, lauernd an der Waldecke hocken.
Da springt auch schon der letzte Mann des Spähtrupps über die Lichtung. Zwei sind schon im Wald, und nun hat sie dieses undurchdringliche Wipfelmeer alle verschlungen. Minuten vergehen. Wir sind gestern in 20 Minuten hindurchgeströmt. Jetzt mußten sie oben sein. Und dann fällt der erste Schuß. Es ist das blecherne Klacken der Pistole eines Baumschützen. Da ist auch schon das französische Maschinengewehr mit seinem hackenden Rhythmus, aber auch unser MG. bellt jetzt dazwischen. — Wenn die Zeit nur vergehen wollte! Nur hin und wieder fällt noch ein Schuß. Ich beobachte mit dem Glas den Waldrand, hinter mir steht sprungbereit meine Gruppe, für alle Fälle. Endlich springt ein Schütze aus dem Dickicht, er rennt um sein Leben, ohne Deckung zu nehmen, kommt er heran. „Spähtruppführer schwer verwundet, Spähtrupp von Feind bedrängt, sofort Tragbahre und Unterstützung." Jedes Wort der Meldung hämmert mir im Herzen. Und dann rollt blitzschnell die Hilfe ab. Ich weiß aber, viel kann ich nicht mehr helfen. Die Reservegruppe ist vorgegangen, keiner denkt mehr an die Baumschützen, voran, helfen! Unser Arzt läuft hinter der Tragbahre selbst mit. Nur wenige Minuten, dann ist der Spähtrupp freigeschossen. Immer wieder sichernd, erreichen wir unseren Waldrand.
Stille Minuten. Jeder schaut noch einmal zurück. Fäuste ballen sich um die Waffen. Drüben im Wald sitzt unsichtbar, feige und grausam der Neger aus dem afrikanischen Busch, hinterlistige Baumschützen. Und dort steht die Tragbahre. Ich muß jetzt hinüber. Zwei Soldaten erhalten einen Notverband. Unter einer Decke streckt sich mir stumm eine bekannte Hand mit der Armbanduhr entgegen. Ich schlage die Decke zurück und nehme Abschied. Wir haben oft zusammengesessen, wir sind einmal zusammen in Urlaub gefahren, zu Frau und Kind, vor ein paar Wochen erst.
Mitten in Frankreich liegt das Grab. Wir müssen weiter. Ich bin noch einmal hinübergegangen. Die Wiesenblumen sind noch frisch. Stolz steht auf dem schmalen Kreuz der Name, stolz blickt er hinüber zu dem hart umkämpften Wald. Kein Feind hebt mehr hier das Gewehr.

Liebe Kameraden!

Wieder liegen einige Grüße aus der Heimat vor mir, darunter auch die Euren. Jeder Brief, den ich von Euch erhalte, bereitet mir besondere Freude. Aus allen Euren Grüßen ersehe ich die große Verbundenheit zwischen Euch in der Heimat und uns. Wir, die wir Euch einst Kamerad und Führer waren und jetzt als Soldaten unsere Pflicht tun dürfen, sind doch immer noch mit Eurer Arbeit verbunden. Wir sehen, daß die Arbeit weiterläuft, ja sich sogar vertieft. Wir sehen, daß die jüngeren Kameraden, die unsere Plätze jetzt ausfüllen, sich bewähren, und dies erfüllt uns besonders, denn dies ist ja unsere Arbeit gewesen,

Euch und uns fähig zu machen, die jetzigen Aufgaben zu meistern. Aus all Euren Briefen spricht aber auch so etwas wie Neid auf uns. Ihr sprecht von „mitstürmen wollen ...“ usw. Wir können Euch verstehen, sehr gut sogar. Aber wißt Ihr auch, daß das Soldatsein nicht nur aus Stürmen und Singen besteht? Daß viele Soldaten den Feind nie richtig sehen werden? Ich will einmal versuchen, Euch dies näher zu bringen:

Irgendwo, tief drinnen im eigenen Lande, weit hinter der eigentlichen Front, starren 4 Rohre gen Himmel. Hundert Kanoniere halten Wacht. Eine Flak-Batterie in Feuerstellung.

Heimatschutz — Objektschutz. Die Kanoniere sind fast alles junge Kerls, nicht viel älter als Ihr. Tag für Tag, Monat für Monat liegen sie nun schon dort und warten auf den Feind und verwünschen dabei das Schicksal, das sie gerade an diese Stelle verschlagen mußte. Jeder neue Feldzug, jeder Sieg der Kameraden erfüllt sie zwar mit gleicher Freude, mit gleichem Stolz wie jeden anderen Deutschen auch, aber doch sitzt der blanke Neid in ihren Herzen auf die stürmenden, singenden Kameraden. Dieser Neid ist anders wie Eurer. Ihr habt daheim Eure Arbeit, Euren festen Tätigkeitskreis, seht hinter all Eurem Tun gleich den Sinn. Aber welcher junge Kanonier, der im Heimat- und Objektschutz steht, will denn darin den Sinn seines Soldatseins sehen? Er sieht nur, daß er Tag für Tag auf der Wacht gegen einen Feind steht, der sich doch nie am Tage, immer nur nachts hören läßt. Es erscheint ihm alles fast sinnlos, nutzlos, vollkommen umsonst. Könnt Ihr Euch vorstellen, was dies heißt, Tag für Tag, Woche für Woche? Könnt Ihr Euch vorstellen, wie dies in diesen jungen Soldatenherzen frißt, dieses scheinbare Nutzlossein, dieses vermeintliche Abseitsstehenmüssen? — — Gewiß, es ist eine andere Art von Anstrengung, aber glaubt, es ist vielleicht nicht schwerer, vorwärts zu stürmen, das Ziel sichtbar vor Augen, den Erfolg sehend, als immer Tag für Tag auf dem gleichen Posten zu stehen. Welcher junge Kerl will denn die Notwendigkeit auch dieses seines Dienstes einsehen? Das Stürmen ist wohl mit das leichteste für den Soldaten, Stürmen befreit. Schwerer, viel schwerer ist das Warten. Aber daß wir auch im Warten stark sind, haben die Feinde schon gespürt. Ein Berichterstatter sagte einmal sehr gut: „Flakkanoniere müssen Geduldsathleten sein!“

Dies alles, meine Kameraden, wollte ich Euch nun einmal sagen, damit Ihr das Soldatsein auch einmal von dieser Seite seht, Euch auch darüber Gedanken macht, Euch auch einmal an die Stelle dieser Kameraden versetzen könnt.

Nun alles Gute!

Euer Kamerad Soldat Willi Richter

Wozu Kompaß und Planzeiger?

Schon richtig, das Wichtigste für die Orientierung im Gelände ist und bleibt die 100 000er Karte, dieses kleine Wunderwerk, das dir alle Einzelheiten und Besonderheiten des Geländestreifens verrät, den du zur Lösung deiner Aufgabe zugewiesen bekommst. Und doch gehört der Marschkompaß und der Planzeiger zur vollständigen Ausstattung eines Unterführers oder eines Spähtruppführers.

Nehmen wir an, du bist mit deinem Spähtrupp in dem von dir zu erkundenden Geländestück weit genug vorgedrungen, um die erste Meldung „nach hinten“ abzusenden. Du weißt, daß du stets bei einer Meldung den Ort angeben mußt, wo du die Meldung abfaßt. Haargenau muß der Punkt bestimmt werden, damit sich dein Einheitsführer auf seiner Karte eine entsprechende Notiz machen kann. Das mag gehen, wenn du dich an Punkten befindest, die sich leicht beschreiben lassen, wie etwa „Ostausgang A-Dorf, auf IA-Straße nach B-Stadt“ oder „Nordwestkante der Bahnlinie X—Y bei Kreuzung der IB-Straße von D nach F“ usw., wie aber, wenn du dich mitten im Gelände befindest und eine genaue Bestimmung des Punktes nicht möglich ist? Da hilft dir dann der Planzeiger weiter.

Da die Karte mit feinen waagerechten und senkrechten numerierten Gitterlinien überzogen ist, liegt jeder Kartenpunkt in einem sogenannten Planquadrat. Der Planzeiger, ein nach links oben geöffneter rechter Winkel mit Zentimetereinteilung — also ein im gleichen Verhältnis wie die Karte 1 : 100 000 stehendes Meßinstrument — wird mit seiner waagerechten oberen Kante an die untere Gitterlinie gelegt, die den zu bestimmenden Kartenpunkt in dem betreffenden Planquadrat nach unten begrenzt, und wird nun längs dieser waagerechten Gitterlinie so weit verschoben, bis die linke senkrechte Kante des Planzeigers den zu

bezeichnenden Kartenpunkt berührt. Nun erfolgt das Ablesen der Werte, zuerst des Rechtswertes. Zu dem Wert der linken senkrechten Gitterlinie der Karte, die deinem Punkt am nächsten kommt, addierst du die Werte der waagerechten Gitterlinie hinzu, die du auf dem Planzeiger vom 0-Wert bis zum Schnittpunkt mit der senkrechten Gitterlinie nach links — also waagerecht — abliest. Z. B. $^{54}{}_{50}$ (Wert der senkrechten Gitterlinie) + 1,14 (abgelesen auf dem Planzeiger) = $^{54}{}_{51,14}$ oder kurz 51,14.

Den Hochwert findest du, indem du zu dem Wert der unteren Gitterlinie (also der waagerechten, an der der Planzeiger angelegt wird) den senkrechten Abstand des festgelegten Punktes von der unteren Gitterlinie (auf dem Planzeiger vom 0-Wert nach oben — also senkrecht — abzulesen) hinzuaddierst. Zum Beispiel $^{56}{}_{75}$ (Wert der waagerechten Gitterlinie) + 2,9 (abgelesen auf dem Planzeiger nach oben, also da, wo dein zu bestimmender Kartenpunkt die linke senkrechte Kante des Planzeigers berührt) = $^{56}{}_{77,9}$ oder kurz 77,9.

Umgekehrt erfolgt nun auch das Aufsuchen eines Geländepunktes mit bekannten Planzeigerzahlen auf der Karte. Da die Gitterlinien der Karte — senkrechte wie waagerechte — stets um 5 cm voneinander ausgezogen sind, mußt du dir nur das betreffende Planquadrat aufsuchen. Ist der r-Wert (Rechtswert) $^{54}{}_{51,14}$ und der h-Wert (Hochwert) $^{56}{}_{77,9}$, um bei dem obigen Beispiel zu bleiben, so liegt der Punkt in dem Planquadrat $^{54}{}_{50}$ und $^{54}{}_{55}$ senkrechte Begrenzung und $^{56}{}_{75}$ und $^{56}{}_{80}$ waagerechte Begrenzung. An die untere Gitterlinie, also an die Linie $^{56}{}_{75}$, legst du den Planzeiger mit seiner oberen waagerechten Kante an, so daß seine linke senkrechte Kante die Gitterlinie $^{54}{}_{50}$ berührt, und schiebst ihn längs der unteren Gitterlinie um 1,14 nach rechts. Den gesuchten Punkt findest du dann durch Ablesen des Hochwertes auf der linken oberen Planzeigerkante, z. B. 2,9.

Nun noch kurz etwas über den Marschkompaß. Er ermöglicht es, daß Richtungen in unübersichtlichem Gelände oder bei Dunkelheit eingehalten werden können und erleichtert das Auffinden von Punkten in unbekanntem Gelände ohne Karte. Aus dem Kompaß gewöhnlicher Art ist der Marschkompaß weiterentwickelt worden. Ein waagerecht aufklappbarer Deckel gibt eine Visiereinrichtung frei, mit der man über Kimme—Spiegeldurchbruch—Korn den im Gelände sichtbaren Marschrichtungspunkt anvisieren kann. Im Innern des Kompaßgehäuses zeigt in Richtung der Visierlinie der feststehende Richtungszeiger. Unter dem Richtungszeiger ist eine drehbare Teilringscheibe mit den Teilstrichen von 0—64, auch Marschkompaßzahlen genannt, eingebaut. Außerdem befindet sich am Kompaßgehäuse noch eine Anlegeschiene. Die drei weißen Punkte neben dem „N" auf der Teilringscheibe geben die Mißweisung an, die für Ost- und Westdeutschland verschieden sind. Meistens kommt die linke Mißweisung in Betracht.

Zur Lösung aller Orientierungsaufgaben ist es notwendig, daß die Karte stets „eingeordnet" wird, also mit ihrem oberen Kartenrand genau nach Norden zeigt. Dazu legt man die Anlegeschiene des Kompasses an eine senkrechte Gitterlinie, stellt den Richtungszeiger auf „N" und dreht die Karte mit dem daraufgelegten Kompaß so lange, bis die Magnetnadel auf die linke Mißweisung eingespielt ist. Man kann die Anlegeschiene auch an Ortsnamen anlegen, die ja von Westen nach Osten geschrieben sind, muß aber den Richtungsanzeiger dann auf „O" einstellen.

Beim Feststellen der Marschkompaßzahlen im Gelände wird der Punkt über Kimme und Korn genau anvisiert und durch den Spiegel die Teilringscheibe beim Drehen so lange beobachtet, bis die Magnetnadel auf die linke (im Spiegel rechte) Mißweisung einspielt. Der Richtungszeiger zeigt dann auf die gesuchte Marschkompaßzahl.

Sollst du nach einer bestimmten Marschkompaßzahl marschieren, so stelle die befohlene Marschkompaßzahl ein, d. h. stelle den Richtungszeiger auf die betreffende Zahl. Drehe dich dann mit dem Kompaß so lange, bis die Magnetnadel wieder auf die linke Mißweisung zeigt. Die Richtung, in der dann der Richtungszeiger zeigt, ist die gesuchte. Blicke kurz über Kimme und Korn, visiere einen Geländepunkt an und marschiere auf ihn zu. Auch nach der Karte kannst du die Marschkompaßzahl festlegen. Norde die Karte zunächst ein und ziehe vom eigenen Standpunkt bis zum Ziel eine Bleistiftlinie. An diese Linie lege die Anlegeschiene des Kompasses und achte darauf, daß der Richtungszeiger in Marschrichtung zeigt. Drehe die Teilringscheibe wieder so lange, bis die linke Mißweisung eingespielt ist, und lese die Marschkompaßzahl ab, auf die der Richtungszeiger dann zeigt. In alle Richtungen kannst du marschieren oder marschieren lassen, auch wenn keine Karten zur Orientierung vorhanden sind, es genügt nur der Marschkompaß und die betreffende Marschkompaßzahl.

Gerhard Schulz

Wie pflege ich meine Uniform?

Warum man seine Uniform und alle anderen Bekleidungsstücke heute mehr denn je schonen und pflegen muß, das weiß jeder. Nicht nur, weil unsere Sachen Geld und viel Arbeit kosteten, sondern weil wir gerade jetzt Rohstoffe benötigen und sie erhalten müssen. Die Uniform gibt aber auch einen Eindruck von dem, der sie trägt. Also: Flecken, Fransen, lose Knöpfe und andere Nachlässigkeiten passen nicht zum Dienstanzug.

Seht, im Herbst, wo das Wetter kalt und naß ist, bedarf die Uniform natürlich einer noch sorgfältigeren Pflege als im Sommer. Wenn wir an einem nassen Tage müde und mit schmutzigen Sachen vom Dienst nach Hause kommen, wollen wir die Sachen nicht einfach in eine Ecke legen und uns auf Mutters ordnende Hände verlassen. Wir müssen selbständig sein. Es muß unser Stolz sein, unsere Uniform selbst in Ordnung zu halten. Skihose und Jungenschaftsjacke dürfen nicht verdreckt, nicht hart und speckig sein. Sie müssen deshalb regelmäßig ausgeklopft, ausgebürstet und von Flecken gereinigt werden. Zum Ausklopfen nehmen wir eine Klopfpeitsche, keinen Stock. Auch dürfen wir die Sachen nicht einfach an den nächsten Pfahl oder gegen die Wand schlagen, dadurch reißen die Stoffe und die Knöpfe werden entzweigeschlagen. Das Tascheninnere wird beim Ausklopfen herausgezogen und öfters gewaschen. Nach dem Klopfen bürstet man sämtliche Teile nochmals über und entfernt die noch vorhandenen Flecke mit Wasser, Seife und einem Lappen. Hartnäckigen Flecken gehen wir mit einem Reinigungsmittel zu Leibe. Knöpfe nähen wir uns selbstverständlich auch selbst an. Löcher geben wir der Mutter zur Bearbeitung. — Wir wollen nun auch einmal unsere Strümpfe selber waschen und stopfen. Zum Waschen nehmen wir lauwarmes Wasser, denn heißes würde die Strümpfe zusammenziehen. Nachher werden die Strümpfe ausgedrückt, nicht ausgewrungen, und dann zum Trocknen aufgehängt.

Besondere Sorgfalt verlangen unsere Schuhe. Ohne sorgfältige Behandlung werden sie schon nach kurzer Zeit rissig, hart und verursachen Fußschäden. Es ist daher notwendig, ein- bis zweimal wöchentlich eine gründliche Einfettung vorzunehmen. Durch Abwaschen reinigen wir die Schuhe zuvor, dann wird das aufgetragene Fett mit dem Handballen gut verrieben und zugleich ins Leder eingeknetet. Das Schuhwerk muß aber vorher gut ausgetrocknet sein. Zuviel Fett an Kappe und Hacken macht das Leder schwammig, und der Schuh verliert Form und Halt. Nasses und auch neues Schuhwerk muß besonders behandelt werden. Neue Schuhe werden zuerst mit Lederschwärze geschwärzt und mit Glanzfett gründlich geputzt und dann erst eingefettet. Durchnäßte Schuhe sind nach dem Gebrauch etwas zu fetten, doch nur vollkommen einzufetten, wenn der Schuh ganz trocken ist. Dazu stopft man ihn mit Papier, Stroh oder Heu aus und hängt ihn mit der Öffnung nach unten auf. Das Schuhwerk darf aber nicht am offenen Feuer, auf Öfen oder Heizungsanlagen, auch nicht in deren unmittelbarer Nähe, getrocknet werden, weil sonst das Leder brüchig wird. — Das Innere der Schuhe muß genau so sauber sein wie das Äußere. Jeder Schmutz wird mit einem feuchten Lappen entfernt. Zur Herstellung besonderen Glanzes schadet es dem Leder, wenn man etwas anderes als Bürste und Lappen verwendet. Den Steg dürfen wir nie bei unserer Pflege vergessen, denn hier liegt die Haupttätigkeit des Schuhes, hier wird das Leder bei jedem Schritt gebogen.

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Hoffmann (2), Reichsbildstelle der HJ. (3), Weltbild (2), Brahma (10), Mauritius (Brennecke) (1), Tschira Bilderdienst (3), Presse-Bild-Zentrale (1), Witzleben (3), Feiler (2), Associated Press (1), Patellani/Schröder (1). — Die Zeichnungen stammen von: Wendt (1), -nicki (3), Gaebel (1), Görtner (5), alle übrigen Felber

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin

Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.